

Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele.

נפשי נפשי

Vorwärts, mit Macht.

29. Jahrgang.

Cincinnati, O., den 12. Februar 1886.

Nummer 33.

Ahasverus.

Das Schlußgedicht aus dem Märchen: „Ahasverus“, von
Carmen Zilba, bekanntlich die Königin
von Munkidun.

„Da kam ein lauer Wind, von Dürren schwer,
Und trug ein feines Sämlin ihm
Vorüber, das in einem Blumenfeld
Sich schmiegte; Wiesen, Schmetterlinge schlep-
ten.“

Den Blum' zu Blume Samen; Ameisen
Durchschwirren rings die Luft zur lust'gen
Brautfahrt.

Die Vögel hielten zärtlich Zwieselsbrüche,
Und trugen Flügel fort zum Neste. Eines
Kam dicht zum Träumer, der dort lag, heran
Und zwiste ihm am Ohr, es ihm zu stehlen.
Ein Reh kam aus dem Wald mit seinem Klei-
nen.

Sie knieten leis' die Knielein und das Laub,
Aus dem sich dicht die kleinen Buchen drängten;
Es öffneten die Kelche weit die Blumen,
In welche andre Blumen zärtlich Samen
Beriebertregneten; und durch die grüne,
Berauhte, liebewarme Frühlingsbracht
Erklangen leichte, jugendliche Schritte,
Ein glöckchenhelles Silberlachen und
Geflüster. — Näher kam's: ein schlanker Jüng-
ling.

Der um ein reißend Mägdlein sankt den Wein
Gelegt; dann tracht' er einen Ring ihr an
Den Finger, küßend: „Meine süße Braut!“
„Ich bin im Himmel!“ war die Antwort; wieder
Umfaßt er sie und weiter zogen sie
In's Waldesdunkel.

Grün gelben kosen Käfer miteinander,
Libellen jagten sich, vor Liebe zürnend
Und bräutlich sich mit ihrer Flügel Schillern
Berührend. Selbst die Schlange, farbenglän-
zend.

Umarmte zärtlich den Gefährten. Nichts,
Nichts war zu klein, zu schwach, zu häßlich,
werthlos.

Das nicht in Liebestaumel hingeworfen,
Sich selbst verkörte.

Ahasverus sprang auf,
Sein Antlitz strahlte überirdisch leuchtend,
Dann fiel er auf die Knie, weit die Arme
Ausbreitend rief er laut:

„Mein Gott! mein Gott! mein Gott!
„Ich suchte dich auf der ganzen Erde,
„Ich suchte dich durch Opfer und Entbehrung,
„Durch Sünde und durch Wahnsinn suchte ich
dich!“

„Wie das Kind sucht der Mutter Stimme,
„Wie das Reh folgt der Mutter Spur!
„Alle Leiden habe ich erduldet auf Erden,
„Alles Weh habe ich getrunken!“

„Ich habe das Gute geliebt, ich habe dem Guten
gehört,
„Auch in der Verirrung!
„In der Wüste, im Schneesturm, in der Meer-
sturm suchte ich Gott.“

„Ich suchte ihn in der eignen Brust; Schmerz
war mein Knecht,
„Zweifel meine Speise, Finsterniß mein Tag!
„Doch nun schauen meine Augen: Im Werden
da ist Gott.“

„Gott ist ewig Werden!
„Was bin ich denn, daß ich Wohlthat begebre?
„Ich will nur anbeten.“

„Gott; denn Er ist gut!
„Ich will nun die Augen schließen, in die Grube
legen mein Haupt,
„Da ich Gott geschaut von Angesicht!“

„Ich will schmecken, wie süß der Tod ist!
„Ich will vergehen, wie Herbstlaub vor schwellen-
den Äknoßen.“

„Preis Dir, Jehovah!“
Und sank in duft'ge Blumen, wie ein Reis,
Das hin der Wind geschüttelt und verfliehet.“

Constantine, Algerien. — Der ein-
zige in Ain-Abid wohnende Zeraclit, Herr
v. Choudana, wurde einstimmig zum
Bürgermeister dieses Ortes erwählt.

Ein deutscher Minister.

Roman von E. Kohn, Verfasser von „Gabelst.“.

(Fortsetzung.)

„Er muß sterben...“ wiederholte sie
mit grausamer Wildheit, während sich
die furchtbare Angst um ihren Namen,
um ihre Existenz in ihren Zügen aus-
prägte. „Er ist ein Zauberer, ein Hexen-
meister, er muß schwarze Kunst getrieben
haben, mich zu umstricken...“

Die beiden Miltenbergs, erregt wie sie
waren, hatten Leonorens Worte überhört;
Josef's Herz zog sich schmerzhaft zusammen
— allein es war ein Weib... sie hatte
in seinen Armen gelegen... er bezwang
sich, er schwieg.

„Was soll geschehen, Vater?“ rief
Franz vor Ungebuld und Wuth zitternd,
„was sollen wir beginnen?“
„Ich laß ihn auf der ersten besten
Eiche aufhängen,“ brauste der Freiherr
auf.

Franz nagte heftig an der Unterlippe.
„Das geht nicht, der Herzog hat den
Blutbann der Herren aufgehoben.“

„Was kümmert mich der Herzog? —
auf meinem Grund und Boden bin ich
Fürst!“ schnaubte Miltenberg. „Und
wenn man dich fragt, warum Du ihn
tödtet liebst — was für todeswürdige
Verbrechen willst Du nennen? ...
wirst Du's offen sagen, was er ver-
brochen?“

Der Freiherr preßte beide Hände an
seine Stirne. „Aber ich hab' ein ander'
Mittel“ — und ein satanisches Lächeln
überzog Franzens Züge. — „das Recht über
Leben und Tod wurde uns abgesprochen;
— aber nicht das Recht der körperlichen
Züchtigung... das hast Du noch auf
Deinem Grund und Boden... peitschen
kannst Du ihn lassen — und wenn er die
Strafe nicht erträgt — so ist's... eben
ein Unglück für ihn — ein Glück für
uns... Graf Eßlingen ließ einen Bauer,
der seinen Frohndienst lüderlich ver-
richtete, zu Tode peitschen — die gelehrten
Verrückten in Stuttgart und Tübingen
commissionirten, untersuchten, ertheilten
ihm schließlich eine scharfe Rüge — und
trugen ihm strenge auf, in der Folge —
vorsichtiger peitschen zu lassen.“

Leonore war in gräßlicher Angst den
Auseinandersetzungen zwischen Vater und
Bruder gefolgt. Eine namenlose, unbe-
schreibliche Furcht nagte an ihrer Seele.
Selbst jeder edleren Regung unfähig,
glaubte sie sich bedroht, so lange Josef
lebte; wenn Ventingen erfuhr, daß sein
Eistgeborner — eines Juden Kind!

„Ja!“ rief sie in wahnsinniger Auf-
regung, „laßt ihn zu Tode peitschen!“
Josef hatte bisher geschwiegen; aber
daß er zu ertragen, ohne zu erwidern, dazu
hätte er nicht Mensch, nicht der warm-

blütige Jüngling sein müssen — daß
hätte das sanfte Lamm zum reißenden
Tiger umwandeln müssen. Daß ein
Weib so tief sinken konnte wie Leonore,
die doch wußte, daß er so schuldlos war,
wie nur ein Mensch in gleichem Falle
schuldlos sein konnte — das begriff sein
Herz nicht, das konnte sein Verstand nicht
erfassen. Er hätte es zu ertragen ver-
mocht, wenn Leonore ihn nicht verthei-
digt, wenn sie nur geschwiegen hätte;
aber diese bodenlose Niedertracht, diese
grausame Nothheit erschütterte ihn — das
war kein Weib, kein Mensch, das war ein
Teufel, der, um die Menschen sicherer zu
machen, in eine Engeshülle geschlüpft
war. Diefem Tigerweibe schuldete er
keine Rücksicht mehr, da wäre Schonung
Wahnsinn gewesen, und mit einer Don-
nerstimme, deren gewaltige Macht selbst
den Freiherrn erbeben machte, rief er
Leonore zu:

„Auch Du, elende Schlange, nicht-
würdige Otterbrut! ... die Du mich
nicht ruhig meines Weges ziehen ließe-
st, mich zu zögern, mich zu Dir rufen zu
lassen... Witternacht, um meinen reinen Sinn mit
giftigem Hauche zu umnebeln; — um mich
zu verführen — Du forderst feige meinen
Tod, den schwachvollen Tod der Schande! —
hinweg — aus meinen Augen, entarteter
Weib, daß ich Dir nicht die unbediente
Ehre erweise, in Dein nichtswürdig glei-
chert Antlitz zu speien... Und nun
zu Ihnen, Herr Baron! Bei dem all-
mächtigen Gotte, der uns beide sieht, —
ich bin so unschuldig als nur ein Mann
in gleicher Lage sein kann; — aber ich
bitte nicht um mein Leben — nehmt die
Pistole dort von der Wand und schießt
mich nieder — ich will Ihnen noch sterbend
dafür danken; — lassen Sie mich nicht
peitschen, Miltenberg! — ich bin ein ge-
fesselter, wehrloser Mann... lassen Sie
mich nicht schmachbedeckt sterben...
Baron Franz, ich habe Ihnen einst das
Leben gerettet... ich will nicht mein's
zum Lohne, aber... erschießen Sie mich,
— und als Franz den Blick senkend schwieg,
fuhr Josef fort: „Baron Franz, Sie sind
ein Mensch wie ich; — rasch wechselt durch
Gottes Macht und Willen des Menschen
Schicksal — wenn es Gott beliebt, stehen
Sie einst bebend vor einem irdischen
Richter, dann denken Sie — wohl zu spät
— an diese Stunde zurück, ja,“ fuhr Josef
in höchster Erregung fort, „wenn's Gott
beliebt, stehen Sie einst vor mir — wie ich
jetzt vor Ihnen!“

Der Freiherr zuckte auf, wie von einer
Tarantel gestochen. „Wie ein Sohn, ein
Miltenberg, je vor Dir gefesselt stehen?!
Wahnsinniger! ... Du mußt sterben...“
herbei, Joachim, Caspar, Claus...“

„Thu's nicht, Miltenberg!“ schrie Je-
suf, aber schon stürmte ein Haufe mit
Scheitelschneid bewaffneter Jäger in die
offene Halle.

Sich wehrlos in Leonorens Gegenwart
schmachlich mißhandeln zu lassen, — das
war mehr als selbst Josef's starke Seele
ertragen konnte. Er ward zuerst leichen-

blaß, dann purpuroth. Mit dem Aufge-
bote aller Kraft, mit voller Anspannung
seiner eisernen Muskeln — die Verzweif-
lung verlieh dem herkulischen Manne
wunderbare Stärke — zersprengte er, ein
zweiter Simson, die Stricke an seinen Ar-
men, mit einem Löwensprunge war er
zur Wand gestürzt, riß zwei Pistolen
herab, zog rasch die Hähne auf — es war
alles dies das Werk weniger Sekunden —
und mit einer furchtbaren Stimme, von
deren Donner die Halle erdröhnte, rief
er:

„Kein Mensch darf sich rühren! sonst —
bei dem allmächtigen Gotte! schieße ich
Euch beide Miltenbergs wie tolle Hunde
nieder! — Daß Ihr's wißt, ich bin ein
eben so guter Schütze als Jechter — und
diesmal werde ich keine Höflichkeitssück-
sichten kennen... also, hört mich an, Ihr
entartetes Ottergezücht — Ihr seid ein
nichts würdiges, undankbares, gottver-
dammtes Geschlecht! Ihr seid Menschen-
räuber und Meuchelmörder, Ihr saugt
das Blut Eurer Mitgeschöpfe, von denen
das geringste mehr Werth hat, als Euer
ganzer verrotterter Stamm! — Ihr denkt
Euch Gott gleich — und seid weniger als
die schlechteste Creatur auf seiner weiten
Welt — Ihr seid grausame Tyrannen —
o! mehr! die Sprache ist wortlos für
Eure Niedertracht! — Ich habe jetzt ein
Ziel auf Erden — nicht Rache Euch —
aber den Kampf gegen die kleinen großen
Tyrannen! — wer einen Eueres Ge-
lichters vertilgt, hat Höheres geleistet, als
wenn er den gesammten Erdboden von
allem Raubthier und Schlangengewürm
befreit. — So's Gott beliebt, sehen wir
uns noch einmal wieder, Du biederer,
dankbarer Franz Miltenberg! und nun,
— gebt die Thüre frei! — elende Henkers-
necchte, gebt frei!“ Josef stampfte mit
dem Fuße. „Dorthin kriecht, in jene
Ecke... sofort, ich befehl's... ich zähle
drei — und wenn der Ausgang dann nicht
frei ist — jage ich den beiden Männern
dort die Kugel durch den Kopf.“

Die Scene hatte sich mit überraschen-
der Schnelligkeit geändert. Der gewal-
tige Mann — vor Kurzem noch hilflos
und gefesselt — war mit einem Male Herr
der Situation geworden. Er hatte nur
zu befehlen; die Andern —
willenlos zu gehorchen, denn daß er
bei dem geringsten Widerstandsversuche
sein Wort halten würde, daran zweifelte
Niemand. Die Jäger traten scheu, wie
es Josef befohlen, in die angewiesene
Ecke. Dieser schritt, seine Gegner stets
fest im Auge behaltend, dem Thore der
Halle zu. „Wer mich verfolgt, der ist
ein Kind des Todes!“ rief er, hinaus-
stürzend. Ein gesatteltes Roß stand im
Hofe. Rasch schwang er sich auf dasselbe
und schnell wie der Blitz sprengte er über
die Schloßbrücke.

„Ihm nach, ihm nach!“ donnerte der
Freiherr; „taufend Goldgulden dem, der
ihn lebend oder todt zurückbringt!“ — aber
bevor die bleichen Gesellen sich bewaffne-
ten und in den Ställen nach ihren Pfer-

den suchten, war Josef aus Augenweite entschwinden. Die Diener, die ihn zu spät in hellen Haufen verfolgten, fanden das Pferd ruhig auf einer Wiese grasend. Am Ufer des Flusses fanden sie Josef's Oberkleider. Später ward sein Hut auf den Wellen aufgefischt. Da es noch Niemandem gelungen war, die Breite des reißenden Stromes zu durchschwimmen, mußte mit Bestimmtheit angenommen werden, Josef wäre bei seinem Fluchtversuche verunglückt, er hätte in den Wellen sein Grab gefunden.

Sechstes Kapitel.

Ein schöner Herbsttag des Jahres 1732 war im Verscheiden. Auf dem einsamen Pfade eines Stückes des schönen Schwarzwaldes schritten zwei Männer in eifrigem Gespräche des Weges, der beginnenden Dunkelheit nicht achtend, nebeneinander. Der eine, rechts, war ein sehr großer, kräftiger Mann, etwa am Ende der Vierzig, mit stämmiger militärischer und vornehmer Haltung. Sein gebräuntes Gesicht zeigte offene, gewinnende Züge, zu denen ein brauner Schnurr- und Knebelbart gut paßte. Er trug einen bequemen, leichten Jagdanzug. Sein Begleiter, etwa drei oder vier Jahre älter, war zwar groß, wurde aber doch von dem andern um eine halbe Kopfhöhe überragt, dagegen war er ungewöhnlich dick, eine wahrhaft kolossale Gestalt. In seinem breiten, weingerötheten, putzmüthigen Gesichte fiel eine starke Schmarre, die sich über die ganze Wange hinzog, auf. Er schien sich in der Anordnung des Bartes und in der Kleidung seinen Gefährten zum Vorbild genommen zu haben. Wenn die Beiden auf der Jagd gewesen waren, so mußten sie wohl ihre Schießgewehre der Dienerschaft zu tragen gegeben haben; diese befand sich — wenigstens so weit das Auge reichte — nicht in der Nähe. Nur der Dicke trug eine Seitenwaffe.

„Es thut mir leid, Remchingen,“ sprach der Größere, „daß ich mich seit einem halben Jahre in Winneberg zur Unthätigkeit verdammt. Ich bin's nicht gewohnt! — und auch Dich, treuer Freund, der Du mit Aufopferung meine Zurückgezogenheit theilst, muß dieses einsame, zwedlose Leben antwidern.“

Remchingen zuckte die Achsel. „Gnädigster Herr,“ entgegnete er mit ausgesprochenem breiten bairischen Accent, „wir und alle unsere Freunde halten es für nothwendig, daß Sie jeden Augenblick bereit sind, die Regierung Ihres Landes zu übernehmen. Ihr Vetter, Durchlaucht, Herzog Eberhard Ludwig, ist alt, verlehrt, ein geistig und körperlich zerrütteter Mann, und das arme Württemberg hat unter seiner fünfanddreißigjährigen Regierung nichts als Unglück und Druck erfahren. Zuerst fortwährender Streit mit den rebellischen Landständen, die für sich das höchste Ausmaß aller Rechte beanspruchten, das Volk aber bedrücken und knechten wollen, Kämpfe und Streitigkeiten mit deutschen Fürsten um leere, werthlose Titel, dann der Erbfolgekrieg; — aber aus all den Wirrsalen hätte das gottgesegnete Württemberg neu gekräftigt und glücklich hervorgehen können — wenn nicht diese ... Schanddinne ... diese Gravenitz, diese sogenannte Gräfin Urach oder Wurben, den Herzog vollständig beherrscht und das Mark des armen Landes ausgezogen hätte. Diese Nichtswürdige hat es verschuldet, daß das scheinbar Unmögliche eingetreten, daß Volk und Landstände, die sich sonst gegenseitig befähigten, sich gemeinschaftlich gegen den Herzog verbänden und beide den Herrscherstamm haßten. Wenn Sie zur Regierung gelangen, gnädigster Herr, werden Sie einen schweren Stand haben, und es ist nothwendig, daß wir bei dem erfolgten Ableben Eberhard Ludwigs den Herren Ständen nicht lange Zeit zur

Ueberlegung lassen. Diese sind mißtrauisch, Eure Durchlaucht waren lange außer Landes — und was die Hauptsache ist ...“ Remchingen stockte.

„Ich bin katholisch worden,“ ergänzte Prinz Alexander.

Es trat eine kleine Pause ein, die Männer schritten gefankenschwer weiter. „Das Volk in Württemberg ist dadurch in Schrecken versetzt — es fürchtet, gnädiger Herr, Sie wollen das Land katholisch machen.“

„Ja, wie kann ich das Volk beruhigen? ... Was kann ich thun?“

„Zurücktreten! — wieder zu dem alten Glauben zurückkehren!“ sprach Remchingen leise.

Der Prinz blieb einen Moment stehen. „Das räthst Du mir, Remchingen, Du, der Katholik!? Es beweist mir dies, wie selbstlos Deine Freundschaft für mich ist! Ja, Remchingen, Du bist mein bester Freund auf Erden, und wenn ich in Bosnien, in Italien oder wo immer in weiter Ferne in Deine treuen, frischen blauen deutschen Augen blicke — da fand ich stets wieder ein Stück meiner geliebten Heimath ... Du weißt es, ich liebe die Pflicht über Alles, — da s kann ich nicht thun! — Was würde mein hoher Herr und Gönner, Kaiser Carl, was mein vielgeliebter Freund und Lehrer in der edlen Kriegskunst, Prinz Eugen, sagen!? — die müßten mich verachten! — nein! da s thu' ich nicht, und müßte ich auch der Regierung und dem Throne entsagen — aber das wird wohl nicht nöthig sein — ich wünsche von ganzem Herzen und von ganzer Seele, daß in Württemberg Alle, mögen sie Katholiken oder Protestanten sein, einträchtig und glücklich leben — ich sehne mich auch einmal nach einer ruhigen Heimath — wir waren, wiß Gott! lang genug weg vom Vaterlande!“

„Aber, Durchlaucht — es war doch eine schöne, herrliche Zeit! Sie, gnädiger Herr, als eifriger Jäger schon als Jüngling im Dienste des erlauchten Kaiserhauses, — und wie wir jügend die Welt durchzogen, ach! Malplaquet, Turin, Vester ...“ Remchingen brach plötzlich ab. „Warum stockst Du?“ fragte Prinz Carl Alexander gerührt, „glaubst Du, Du großes Kind, ich vergäße einen Tag daran, wer mir bei Peterwardein am 5. August 1716 das Leben gerettet, mich aus dem dichten Haufen stürmender Spahis glücklich herauszieht? Der Aga hat Dir mit seinem krummen Säbel ein Merkzeichen in's Gesicht geschnitten — ich k a n n's ja nicht vergessen, so lange Du lebst und ich in Dein treues Gesicht schaue — und w e r d e es auch nicht vergessen; wenn ich Dich nicht mehr sehen könnte, wenn Du vor mir sterben solltest ... und Remchingen, es war ja nicht das erste Mal ... Gottes Blik! — bei Malplaquet, wo ich vom beau Segur und seinen Reitern auf ein Haar gefangen oder in Stücke gehauen worden wäre ... ich bin tief in Deiner Schuld, und ich vergesse Dir's nicht, Remchingen, so lange ich lebe,“ er reichte seinem Gefährten die Rechte.

„Ja, lieber Remchingen!“ fuhr der Prinz, nachdem sie wieder eine Zeit lang stillschweigend gegangen waren, fort, „alle diese Pläne meiner Freunde sind gut gemeint und auch klug ausgedacht ... aber ich fürchte, zur Ausführung werden mir die Mittel fehlen, zu Derartigem braucht man G e l d ... und das fehlt mir, ich habe nicht was ich brauche ... kann lästige, drückende Schulden nicht zahlen; meine arme Marie Auguste, die mir die schönsten Jahre ihres Lebens geopfert, die mit mir jahrelang in Belgrad, dem elenden Neste an der äußersten Grenze des civilisirten Europas, lebte, liebt den Luxus, die Pracht, — und ich kann oft nicht ihre bescheidensten Wünsche erfüllen ... ich fühle mich manchmal recht unglücklich, Remchingen!“

Die beiden Männer waren auf's Geradenwohl gegangen, jetzt mußten sie stehen bleiben; sie waren an eine Stelle gelangt, wo der Weg abschloß, wo er nicht weiter führte, sie hatten sich offenbar verirrt.

„Das ist nicht übel!“ rief der Prinz ärgerlich, „da haben wir einen falschen Weg eingeschlagen; aber was Teufel ist uns da nur eingefallen! — Hast Du eine Ahnung, wie wir da herauskommen, Remchingen?“

„Keine Idee.“

„Stoß' mal in's Horn, Georg! vielleicht hören es unsere Leute.“

Remchingen blies, der Prinz versuchte es, sein Gefolge durch einen weitläufigen Pfiff auf seiner Jagdpfeife herbeizurufen; es erfolgte keine Antwort.

„Herr Gott von Savoyen! das ist fatal,“ rief Remchingen erregt; er sah, da dies der aufgehende Mond gestattete, auf seine Taschenuhr, „schon 10 Uhr ... was wollen wir beginnen ... hätte ich nur den Weg besser beachtet.“

„Enfin, was liegt daran? — es wäre nicht das erste Mal, daß wir im freien bivouakirten, nicht wahr, alter Freund?“

„Aber die Frau Herzogin wird in Sorge sein, und,“ fügte Remchingen zögernd hinzu, „die Gegend hier ist nicht ganz sicher, in letzter Zeit soll sich der Nickel Blist mit seiner Bande hier herumtreiben — es war, bei Gott, ein sehr schlechter G'spaß, wenn wir dem Gefindel in die Hände fielen, — wenn wir den Krummsäbeln der Türken, den Schwertern und Rügeln der Franzosen, eines ehrlichen, ebenbürtigen Feindes, glücklich entgangen wären, um hier von Banditen und Zigeunern abgeschlachtet zu werden.“

„Remchingen,“ lachte der Prinz, „Du wirst Dich doch nicht fürchten?! das war mir neu bei Dir.“

„Ja, Durchlaucht, wenn wir Waffen hätten; aber Sie sind ganz unbewehrt, ich habe bloß eine Seitenwaffe; — gegen eine Bande von Spitzbuben würden wir nicht viel ausrichten!“

Vor Allem wollen wir zurückkehren; vielleicht führt uns ein glücklicher Zufall aus dem Labyrinth.“

Die beiden Männer schritten rüstig zurück, aber wer sich je in einem Urwald irre gegangen, wird wissen, wie unendlich schwer es ist, sich wieder zu orientiren. Sie durchstiegen planlos den weiten Raum; sie mochten schon zwei Stunden ohne Erfolg gegangen sein, als der Herzog endlich rief:

„Ich bin schon zu ermüdet, ich setze mich da ruhig auf dem alten Baumstamme nieder ... Willst Du's versuchen, zu schlafen? — ich habe Pfeife und Tabak bei mir — ich werde die Nacht durchbringen können.“

„Es wird ziemlich kalt werden, Durchlaucht,“ gegenredete Remchingen, „und Sie haben keinen Mantel. Wenn ich mir zu raten erlauben darf, würde ich glauben, doch weiter zu gehen ... vielleicht treffen wir einen Köhler — oder begnügen irgend einem von unsren Leuten, die doch bestrebt sein werden, Euer Durchlaucht aufzufinden.“

„Wollen wir's noch versuchen,“ und wieder schritten die Männer vorwärts; sie mochten einige Hundert Schritte zurückgelegt haben, als der Herzog überrascht stille hielt:

„Sacre Dieu! ich mußte mich sehr täuschen, wenn das nicht die Töne einer Geige, meines Lieblings-Instrumentes sind, die da an mein Ohr schlagen ... Hörst Du nichts?“

Remchingen horchte auf.

„Ah! bravo!“ rief er erfreut, „wo Musik ist, müssen auch Menschen sein; versuchen wir es, dem Schalle nachzugehen; wir kommen so am besten zu menschlichen Behausungen.“

Neu ermunthigt drangen sie wieder in der Richtung, von der die Eigentöne herklangen, rasch vorwärts; nach einiger Zeit lichtete sich der dicke Wald, und sie gelangten zu ihrem großen Vergnügen auf eine den Wald durchschneidende Straße. Es bot sich ihnen ein eigenenthümlicher Anblick dar. Am Wege stand ein schöner, bequemer Wagen. Die Pferde waren ausgespannt und thaten sich im hohen Waldgrase gütlich; drei gut bewaffnete Diener, ihre Reitpferde am Zügel haltend, umstanden den Wagen. Eine hohe, mächtige Gestalt stand an einer alten Eiche angelehnt und entlockte einer Geige wundervolle Töne. Das Mondlicht beleuchtete die Scene und ließ die Gestalt des Spielers deutlich erkennen. Er war etwa ein beginnender Vierziger. Sein dunkles Haar war von einem leichten Hute bedeckt, sein bleiches, edelgeformtes Gesicht zeigte südländische Bildung, die einfache aber elegante Reisekleidung war jene, wie sie reiche Kaufherren zu tragen pflegten. — Als er die beiden Herren aus dem Walde hervortreten sah, schloß er das Musikstück mit einer gefälligen Cadenz und rief ihnen „guten Abend“ zu.

„Herr!“ rief der Prinz herzlich lachend, „Ihr wählt zu Euerem Concerte eigenenthümliche Zeit und Ort ... Mitternacht im Walde!“

„Ich bin ein Liebhaber der edlen Musica; ich wollte gerne noch heute Winneberg erreichen und da habe ich meine Pferde etwas übermüden lassen; sie mußten jetzt ein wenig ruhen, und ich wußte nicht wie ich die Zeit besser ausfüllen sollte als mit Geigenspiel. Wenn man einen ganzen Tag lang fortwährend fährt, ohne seine Gedanken austauschen zu können, fühlt man das Bedürfnis, sich auszusprechen — wenn ich meine Geige spiele, ist mir's, als wenn ich meinen Gefühlen Worte verliehen hätte.“

Ein eigenenthümlicher Mensch,“ flüsterte Remchingen.

„Wir könnten der Mann gefallen,“ entgegnete Carl Alexander eben so leise.

„Unser Ziel ist gleichfalls Winneberg,“ mündete der Prinz laut, „würden Sie unsere Bitte gewähren, wenn wir Sie ersuchen, uns in Ihrem Wagen mitzunehmen?“

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ sprach der Reisende höflich, den Hut lüftend.

Remchingen sah, daß der Herzog nicht gerne gekannt sein wollte, er antwortete: „Ich heiße Georg von Remchingen und bin Obrist in der kaiserlichen Armee, und der Herr ... ist mein Freund,“ setzte er zögernd hinzu.

„Ja, bei Gott, das darfst Du ruhig sagen,“ sprach der Herzog freundlich.

Ein feines Lächeln überflog die Züge des Fremden. Er zog den Hut vom Kopfe:

„Es soll mir ein Vergnügen und eine Ehre sein,“ wandte er sich mit vollkommen hofmännischem Tone an den Prinzen, „wenn Sie und Ihr Freund, der Herr Obrist von Remchingen, einen Platz in meinem Wagen annehmen ... Wolf, anspannen!“

Remchingen zog den Herzog seitwärts und sprach leise mit ihm.

„Dürfen wir uns dem fremden Manne anvertrauen ... es ist jedenfalls eine ungewöhnliche, merkwürdige Erscheinung. Seine Diener sind bis an die Zähne bewaffnet. Mir ist sein Benehmen auffallend, seitdem ich mich genannt habe, ist er außerordentlich submis — aber gegen Sie ...“

„Aber, Remchingen, das muß Du thun, Du spielst ja die Hauptrolle — ich figurire nur als Dein Freund.“

„Ich habe Ihnen meinen Namen genannt,“ sagte der Obrist, sich zu dem Besizer des Wagens wendend, „darf ich mir vielleicht den Ihrigen erbitten?“

„Ich heiße Josef Süß-Oppenheim und bin Hofaktor seiner Gnaden des Bischofs von Würzburg. Ich führe eine starke Geldsendung für den hochwürdigen Herrn Bischof mit,“ er küßte ein wenig die Wagendeckel und es wurden einige Säcke sichtbar.

„Dann wundere ich mich, daß Sie ohne Bedeckung reisen; fürchten Sie nicht einen Ueberfall, etwa Nidel Bluffs und seiner Bande?“ frug der Prinz.

„Ich und meine Diener, wir sind gut bewaffnet; — die Bande würde bei einem Angriff den Kürzern ziehen,“ antwortete Oppenheim selbstbewußt. „Noch eins, bevor Sie einsteigen — ich bin Jude, aber ich hoffe, die Herren sind vorurtheilsfrei genug, um in dem Wagen eines Juden einen Platz anzunehmen.“

Nemchingen schwieg, verlegte an seinem Schnurrbart zupfend und auf den Herzog blickend.

„Tu dieu! In der Noth muß der Teufel fliegen freisen,“ murmelte der Herzog in den Bart. — „Mein lieber Oppenheim, ich nehme zwei Plätze dankbar für mich und meinen Freund an,“ sagte er dann laut.

„Ich werde mich auf den Vordach neben dem Kutscher setzen,“ meinte Oppenheim. „Nein, mein lieber Oppenheim, Sie müssen bei uns im Wagen sitzen, ich bestimme darauf,“ entgegnete der Prinz leutselig.

„Wenn Euer Durchlaucht befehlen, muß ich gehorchen. . . Widerspruch wäre rügenswerthe Unart,“ antwortete Oppenheim, sich tief verneigend.

„Herr! wie so kennen Sie mich?“ frug der Prinz überrascht.

Wieder überflog ein feines, überlegenes Lächeln Oppenheim's Züge.

„Das — Durchlaucht, war wahrhaftig ungeschwer zu errathen. Der Herr Obrist nannte seinen Namen und zögerte hochachtungsvoll den Ihrigen zu nennen, mein Prinz! — dann dachten Sie ihn — ein Nemchingen, ein kaiserlicher Obrist kann nur von einem Prinzen von t geduldet werden; ich wußte auch, daß Prinz Carl Alexander mit seinem Polter — so bezeichnet man, Ihnen, Durchlaucht, gegenüber Ihren tapferen Kriegsgefährten, Obrist Nemchingen — in Winneberg residire. . . Die Combination war in der That eine einfache.“

Carl Alexander blickte erstaunt in Oppenheim's Gesicht. Er mußte sich's gestehen, er war ein merkwürdiger Mensch. Er kannte ihn erst zehn Minuten und mußte ihn schon vielfach bewundern. Er spielte meisterhaft die Geige, er war ein kühner, entschlossener Mann, sprach sehr gut, kannte die Formen der feinen Welt, war ungewöhnlich klug und erfaßte Alles rasch und richtig.

Die drei Männer setzten sich in den Wagen. Der Prinz und Nemchingen obenan, Oppenheim gegenüber. Die Geldsäcke genirten wenig. Die reitenden Diener schlossen sich dem Wagen an, der kleine Zug legte sich in Bewegung. Anfangs schien ein Gespräch sich nicht entwickeln zu wollen, der Prinz und der Obrist waren verlegen, nur Oppenheim blieb vollkommen unbefangen.

„Sie besorgen die Geschäfte des Fürstbischofs von Würzburg?“ frug Carl Alexander endlich, um etwas zu sprechen. „Seine fürstliche Gnaden beehren mich mit höchst ihrem Vertrauen.“

„Herr Oppenheim, vielleicht bin auch ich einmal in der Lage, mir Ihre Dienste in ähnlicher Weise wie der Bischof zu erbitten, — dann werde ich mich vertrauensvoll an Sie wenden. — Sie sind ein sehr kluger Mann, und Sie gefallen mir; freilich jetzt. . .“ der Herzog unterbrach sich mit einem tiefen Seufzer.

Oppenheim hatte den Prinzen ruhig angehört; keine Miene in seinen unbeweglichen, starren Zügen verrieth, was er dachte.

„Es wird mir je derzeit zu hoher Ehre gereichen, Euer Durchlaucht zu dienen. . . und auch jetzt,“ fügte er, diese Worte betonend, hinzu.

Carl Alexander sah überrascht auf; der Mann, der ihm gegenüber saß, schien seine Gedanken geradezu aus der Seele zu lesen, das schien ein wahrer Grenzmeister zu sein. Auch Nemchingen war aufmerksam geworden. „Teufel!“ dachte dieser, „wenn ich mich nicht sehr irre, hat Oppenheim aus dem Seufzer auch schon die Finanznoth des Herzogs erkannt, oder sie schon früher irgendwie erfahren, und bietet uns in seiner feinen, klugen Weise ein Ansehen an; lassen wir ihn nur allein sprechen, der Mann geht sicher auf sein Ziel los und erreicht es.“

„Jetzt,“ entgegnete der Herzog verlegen, „wüßte ich in der That nicht, in welcher Weise ich Ihre Dienste benützen sollte. Der Fürstbischof von Würzburg ist ein reicher Reichspräsident, hat Land und Leute, hält einen starken Hofstaat. Ich bin ein armer Prinz, der von seinem Gehalte als Feldmarschall des römischen Reiches und österreichischen Erzhauses leben muß, der kein Vermögen besitzt und wahrhaftig sehr haushalten muß, und dabei Schul. . .“ Der Herzog hielt inne, er scheute sich, dem Fremden das selbst mitzutheilen, was dieser vielleicht als Gerücht, als allgemein bekannte Thatsache schon anderweitig gehört haben mochte.

„Euer Durchlaucht!“ entgegnete Oppenheim, „ich bitte unterthänigst, wenn Sie eine Anleihe zu negociiren beabsichtigen, sich gnädigst an mich zu wenden. Eine kleine Summe werde ich aus meinen eigenen Mitteln zu beschaffen im Stande sein, — eine größere, wie sie etwa zur Ausführung von Staatsaktionen nothwendig sein dürfte, könnte ich unter meiner Mitwirkung und Bürgschaft gemeinschaftlich mit meinen Geschäftsfreunden aufbringen.“ (Fortsetzung folgt.)

Petersburg, 16. Dezember. — Es scheint fest beschlossen zu sein, der Hauptstadt des russischen Reiches thunlichst ihre jüdische Bevölkerung zu entziehen. Die Soldaten besitzen bekanntlich das Privilegium, in allen Städten des Reichs zu wohnen und daselbst bürgerliche Gewerbe zu treiben, oder nach hiesiger Ordnung sich in die Rolle der geringeren Kauf- und Gewerbsleute einzutragen zu lassen, und zwar genießen sie dieses Privilegium nicht allein für ihre Person, sondern auch für ihre Kinder. So wohnen denn auch in hiesiger Stadt solche Kaufleute zweiter Gild und Kleinbürger an etwa 800 bis 1000 jüdischen Glaubens. Das muß, aus welchem Grunde weiß ich nicht, höhern Orts mißliebig sein, denn es ist den Obmännern der betreffenden Gilden die Weisung geworden, Juden, auch wenn sie als Soldaten dazu berechtigt sind, nicht mehr in die Rollen einzutragen.

R u s s l a n d. — Eine merkwürdige Entscheidung der Universitätsbehörden in Minsk hat einiges Aufsehen erregt. Nach einem bestehenden Gesetz ist es Juden verboten, in christlichen Schulen oder Privathäusern Unterricht zu erhalten. Ein jüdischer Student fragte bei der Behörde an, ob es ihm erlaubt sei, seinen zum Christenthume übergetretenen Bruder zu unterrichten. Der zu einer besonderen Sitzung zusammengetretene Universitätsrath hat nach längerer Verathung die Erlaubniß verweigert.

P a r i s, 20. Dezember. — Es wird hier die Idee angeregt, die Arbeitsschule, welche ein eigenes Grundstück Rue des Rosiers 4 besitzt, zu erweitern. Die Anstalt verpflegt und unterrichtet bis jetzt 54 Pensionäre, welche in die verschiedensten

Thatsachen und Gründe.

Erfolge, wie sie nur durch Ayer's Sarsaparilla und durch nichts Anderes so vollkommen erreicht werden.

Sie kräftigt die, welche an Entnervung, Schwäche und geistiger Niedergelassenheit leiden.

Sie hat eine fast magische Wirkung in der Heilung von Ausschlägen und Hautkrankheiten.

Sie reinigt das Blut gründlich von der Neigung zu der schrecklich zerstörenden Krankheit, den erblichen Schropheln.

Sie entfernt aus dem Körper das schädliche Gift des Quecksilbers, welches so häufig ist wie das der Schropheln.

Sie reinigt und erneuert den Lebensstrom, wenn dieser durch die ansteckende Krankheit verdrängt ist.

Sie regt die absterbenden Organe an, entfernt alle Unreinigkeiten aus dem Blute, und macht dasselbe neu, rein und reichhaltig.

Sie stellt die Gesundheit deren wieder her, die an dünnem Blute und geschwächter Lebenskraft leiden.

Durch vollständige Reinigung des Blutes bewahrt sie vor Rheumatismus, rheumatischer Gicht und tuberculöser Auszehrung.

Sie heilt Leber und Nieren von schrophulösen Affektionen und deren Symptomen, der Gelbsucht und der Wasserhucht.

Sie heilt scorbutischen Katarth, juckende Ausschläge und eiternde Wunden, die durch Schropheln herbeigeführt sind.

Sie reinigt und verbessert die Gesichtsfarbe.

Sie neutralisirt die von Diphtheritis und Scharlachfieber im Körper zurückgelassenen Gifte, und verschafft dem geschwächten Patienten wieder vollständige Gesundheit und Kraft.

Kurz, sie ist ein unschätzbares Mittel gegen alle Uebel, die von unreinem Blute herrühren, sofern diese sich nicht so tief eingemischt haben, daß alle menschliche Hilfe umsonst ist.

Vorzüge, die Ayer's Sarsaparilla über alle andern besitzt.

Sie ist aus den wirksamsten alterirenden, harntreibenden, und kräftigenden Materialien, welche die Pharmacie kennt, zusammengestellt. Unter diesen sind die echte Honduras-Sarsaparilla, der gelbe Wurmer, die Silingia und die Kallium- und Eisen-Jodide.

Sie ist ein höchst concentrirtes Arzneimittel, wissenschaftlich und ethisch zubereitet, so daß ihr der höchste Grad von Wirksamkeit und Gleichmäßigkeit gesichert ist.

Sie hat die entschiedene Anerkennung hervorragender Aerzte erhalten, welche sie als eine musterhafte Arznei anerkennen und in ihrer Praxis verwerthen.

Sie enthält weder giftige Mineralien, noch andere gefährliche Stoffe, die auf kurze Zeit Wirkung thun und in den vielen rohen und billigen Mixturen als Alternative verfaßt werden, dabei aber oft schädlicher für den Körper sind als die Krankheiten, zu deren Heilung sie angeboten werden.

Sie kostet nicht mehr als andere, und würde doch, wenn sie auch dreimal so theuer wäre, das billige Blutreinigungsmittel in der Welt sein, da sie das einzige ist, das wirklichen und dauernden Erfolg hat.

Sie ist dem Publikum seit beinahe vierzig Jahren bekannt, und hat im In- und Auslande stets an öffentlicher Gunst zugenommen, so daß jetzt kaum ein Ort in der civilisirten Welt zu finden ist, wo sie nicht eine Menge von Freunden zählt, die sie durch ihre wunderbaren Heilungen gewonnen hat. Sie ist von wenigstens 4,000,000 Familien in den Vereinigten Staaten und von 7,000,000 in der ganzen Welt angewandt und gebilligt worden. Vorzüglich haben Frauen besonderen Grund sie zu empfehlen.

Sie hat ihren Werth in der Heilung hartnäckiger, tiefliegender und Jahre alter Krankheiten, die durch verdrängtes Blut verursacht waren, bewiesen. Man muß aber nicht erwarten, und wir versprechen auch nicht, daß solche Fälle durch eine einzige Flasche geheilt werden können; die Patienten müssen fortwähren sie zu gebrauchen, bis gründliche Heilung erzielt ist.

Sie ist das einzige Blutreinigungsmittel, welches das Vertrauen der Bewohner aller tropischen Länder, wo solche Mittel häufig erfordert werden, gewonnen hat.

Sie ist die einzige Arznei ihrer Art, in die der Regel nach Seelenleute Vertrauen setzen; und diese haben recht.

Ayer's Sarsaparilla,

zubereitet von

Dr. J. C. Ayer & Co., (Analytische Chemiker), in Lowell, Mass.,

In allen Apotheken zu haben; Preis \$1.00, sechs Flaschen \$5.00.

קול זמרה (Kol Simroh.)

Ein Hymnen-Buch für den öffentlichen Gottesdienst und die Sabbath-Schulen, umfassend den englischen Theil des Gottesdienstes für das ganze Jahr, viz: Eröffnungs- und Schlußhymnen für Sabbath und Feiertage vor und nach der Predigt, Confirmation, Gedächtnistagen, etc. Für den Gebrauch von Chören oder gemeinschaftliches Singen.

Ein Exemplar \$ 2.00
Zehn Exemplare 9.00
Zehn 17.00

Ein spezieller Rabatt wird Gemeinden, welche fünfzig oder mehr Exemplare bestellen, bewilligt. Man wende sich an den Autor,

Caplan M. Goldstein,

Round Str. Tempel, Ecke 8. und Round Str. Cincinnati, Ohio.

Die Judenfrage.

Dieser, vom Achte. Emil Roth, einem nichtjüdischen und vollständig uninteressirten Advokaten gehaltenen Vortrag, dürfte mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen werden.

Wir haben den in der Cincinnati Turnhalle gehaltenen Vortrag abgedruckt, und die weit Verbreitung dieser Broschüre sollte Jeder sich zur Aufgabe machen.

Wir sind bereit, einzelne Exemplare für 10 Cts. in Postage Stamps nach irgend einem Theile der Welt portofrei zu senden.

The Bloch Pub. and Print. Co.,
CINCINNATI, O.

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company.

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 12. Februar 1886.

„Die Deborah“ erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionpreis:

| | |
|---|--------|
| Die Deborah | \$2 00 |
| nach Europa | 2 60 |
| „American Israelite“ | 4 00 |
| Sabbath Visitor | 1 00 |
| Die Deborah u. American Israelite an eine Adresse | 5 00 |
| Deborah und Visitor | 3 00 |
| Israelite und Visitor | 5 00 |
| Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra. | |

Anzeigen-Gebühren:

| | |
|--|------|
| Dankes- und Beileids-Beschlüsse, | 5 00 |
| Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede | 1 00 |
| Raten für sonstige Anzeigen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht. | |

Das deutsch-amerikanische Judenthum und die Reform.

Wer's nicht kennt, kann's kaum glauben, was deutsche Juden in vierzig Jahren in Amerika geleistet haben, und noch dazu unter beständigen Kämpfen und innerer Zersplittertheit. Seit vierzig bis fünfundsiebziger Jahren kamen herüber aus dem alten Vaterlande meistens junge und energische Leute, die ohne Vermögen, ohne Kenntniß des Landes und der Landessprache, meistens ohne Schulbildung, und sie waren hier im strengsten Sinne des Wortes wildfremd und blutarm. Wie diese Leute gearbeitet, gerungen und gespart haben, das ist freilich in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden, so viel ist aber allgemein anerkannt, daß nur diejenigen es zu einer bedeutenden Höhe in der Geschäftswelt gebracht haben, die sich durch strenge Redlichkeit im Handel und Wandel auszeichneten, denen man nichts Unredliches oder Unbilliges vorzuwerfen hat. Die sind es, die nicht nur in den großen Städten, sondern beinahe in jeder kleinen Stadt als Kaufleute, Fabrikanten, Bankiers und Aether hervorrangen und es zu einer Höhe und einem Ansehen gebracht haben, die dem gewöhnlichen Beobachter unbegreiflich erscheinen. Wie gelangt man mit solchen Anfängen zu solchen Zielen?

Noch merkwürdiger als dieses Emporwachsen ist das Organisations- und Schöpfungstalent, das der deutsche Jude mitgebracht, und die Resultate, die er erzielt hat. Ueberall, wo sich deutsche Juden in der Mehrzahl zusammengefunden, wurde eine Wohlthätigkeits-Gesellschaft gegründet, was bald von den Frauen nachgeahmt wurde. Daraus entstanden im Laufe der Zeit die Gemeinden, die Logen, die größeren Verbindungen und endlich die „Union“ der amerikanischen hebräischen Gemeinden, das „Hebrew Union College“ und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sich aber wieder vorzüglich auf die Deutschen und ihre

hier geborene Kinder bezieht. Dem Polen, dem Ungarn, dem Engländer sogar, wenn er nicht stark amerikanisiert oder durch Umgang germanisiert ist, scheint dieser Sinn sowohl wie das Organisations-talent abzugehen. Wo sie sich nicht unter sich selbst im engsten Kreise abschließen, worin sie wenig Geschick zeigen, opponieren sie jeder Verbindung, und meistens ganz ohne Grund. Sie betragen sich wie Fremde unter ihren Glaubensgenossen. Die Folgen davon stehen jetzt klar vor uns in den monumentalen Schöpfungen dieser Generation.

Betrachtet man die monumentalen Schöpfungen dieser Generation, wird man zur Bewunderung hingerissen. In keinem Lande der Welt stehen so viele kostbare, großartige und reich ausgestattete Tempel wie in diesem, und sie sind alle ohne Ausnahme im letzten Vierteljahrhundert von deutschen Juden gebaut worden, sage von deutschen Juden, da doch die böhmischen in New York, Milwaukee, Chicago und St. Louis, als sie hierher kamen, auch Deutsche waren, und die wenigen Polen, Ungarn und Holländer in den deutschen Gemeinden sind durch soziale oder geschäftliche Verbindungen mitgezogen worden. Sieht man sich um nach den Bauten der eingeborenen Portugiesen, der eingewanderten Engländer, Holländer, Ungarn und Polen, die doch die Mehrzahl bilden sollen, verschwinden sie wie die Eierschalen. In Cincinnati, Chicago, St. Louis, Boston und Philadelphia gab es polnische Gemeinden mit anständigen Gotteshäusern, aber die Gemeinden wollen schon lange nicht mehr polnisch sein, sind theils zusammengeschnitten und theils Reformgemeinden geworden.

Man sieht sich ferner unter den monumentalen Gebäuden um, und wieder findet man in Amerika die großartigsten Spitäler, Waisenhäuser und Zufluchtsstätten für arme Alte, wie man sie in keinem Lande unter Juden findet, und auch diese haben deutsche Juden begründet und aufgebaut, sowie sie die großen Wohlthätigkeits-Gesellschaften, alle Logen mit Ausnahme die des Keschersordens (und auch diese mußte von deutschen Juden in die Hand genommen werden), sind von dieser Generation deutscher Juden in's Dasein gerufen worden. Die Polen wollten lange von den „Bayern“ nichts hören, die Ungarn verkrochen sich in ihre „Minjantuben“, oder, was sehr häufig der Fall ist, lehren den Juden und dem Judenthume den Rücken und leben von ihrem Eigendünkel, und die Russen verkaufen Blechgeschirr. Man hält es kaum für möglich, daß all das in einem Vierteljahrhundert gegründet, errichtet und erbaut werden konnte, und doch ist das Alles hergestellt worden von den „deutschen Jungen“, die seit vierzig oder fünf- und vierzig Jahren fremd, mittellos und „sprachlos“ hierher gekommen sind.

Während wir das Organisationstalent und die Arbeitskraft bewundernd anerkennen, zu den Männern, die diese Arbeit geleistet haben, mit Verehrung emporklicken und der Dahingegangenen segnend gedenken, glauben wir es der Sache schuldig zu sein, darauf auf-

merksam zu machen, daß der Geist, der dieser bewunderungswürdigen Thätigkeit als Hebel diente, der den Verstand anregte, die Energie stärkte und Begeisterung in die Masse brachte, der Geist der Reform und des Fortschrittes war. Alle die deutschen Gemeinden sind Reformgemeinden. Die Reform hat in Amerika das Judenthum mit deutschen Kräften aufgebaut. Vom alten „Schulchan-Aruch“ Judenthume haben wir nichts geerbt als faule Verhältnisse, rath- und thatlose Scheinjuden und eine nie zur Ruhe kommende Opposition, die sich auf Schritt und Tritt jedem Fortschritt widersetzte. Sie haben sich selbst bis zur Ohnmacht abgeschwächt, um den Fortschritt aufzuhalten. Wo sind sie aber jetzt? Alle portugiesischen Gemeinden von Savannah, Richmond, Philadelphia und New York zusammen zählen nicht so viele Mitglieder wie die Bene Jeschurun oder Bene Israel Gemeinde von Cincinnati allein; alle ihre Mitglieder haben in einem unserer Tempel Platz; und da sind nur ein Drittel von ihnen Portugiesen, die übrigen sind Deutsche und Polen; „der älteste Portugiese ist ein Pollack“, sagte einst der alte Joachimson. Alle englische Juden mit all den anglikanischen Polen von New York und Philadelphia können nicht einen Tempel in New York anständig füllen. Die ganze „Trefes“-essende und „Mechalles-Schabbes“-Orthodoxie würde am „Schabbes“ kein „Minjan“ in ihren Synagogen haben, wenn nicht Fremde ihnen aus der Noth helfen würden. Die Schale ist geblieben und der Kern ist verkauft. Das amerikanische Judenthum ist das deutsche Judenthum, das selbstemancipirte, fortschreitende Judenthum, das sich weder polnisieren noch ungarnisieren läßt, das dem Juden und dem Judenthum Ehre, Ansehen und Hochachtung erobert hat. Wer mit dieser sinkenden Orthodoxie liebäugelt, um ein ענין רצון zu sein und diesen zu Gefallen seine bessere Ueberzeugung verleugnet, begeht nicht bloß einen Prinzipienfehler, sondern Selbstmord, denn in zehn Jahren ist von jener ganzen Scheinorthodoxie kein Schatten übrig. Die Vergangenheit lehrt, was die Zukunft bringen wird. Die deutschen Juden und ihre in Amerika erzogene Kinder haben die Reform geboren, gepflegt und groß gezogen, die lassen sich ihre Errungenschaften nicht mehr abjagen. Die Polen, die Ungarn, die Holländer und die Engländer müssen zu uns herauf kommen, wir können nicht mehr zu ihnen hinabsteigen. Wenn wir in Amerika gewartet hätten, bis die „Schulchan-Aruch“-Orthodoxie uns zur Thatkraft begeistert hätte, wären wir heute gerade so weit wie jene, h. h. am Untergange. Vom belebenden Geiste des Fortschrittes wach gerüttelt, ist das Judenthum in Amerika mächtig auferstanden, anerkannt als die Religion vernünftiger und freier Menschen; wir lassen uns nicht wieder aus unserem Paradiese hinaustreiben; wir erwarten vielmehr, daß der Geist der Wahrheit auf den Schwingen der Freiheit weithin die Menschen aus den Banden erlösen wird, in die der furchtbare Aberglaube sie geschlagen, und unser Fortschritt zur Befreiung und Ver-

brüderung der Menschheit beitragen wird. Wir stehen fest bei unserer Fahne und warten bis die Andern nachkommen.

Wir haben dem deutschen Reichstag Unrecht gethan, und beeilen uns, das einzugestehen. In Bezug auf die Polenheze in Preußen wurde im Reichstage am 15. Januar, trotz Bismarck und Kaiser, folgender Antrag Windhorst's angenommen, obwohl die Conservativen und National-liberalen dagegen stimmten. Der Antrag besagt: „Der Reichstag spricht die Ueberzeugung aus, daß die von der königlich preussischen Regierung verfügten Ausweisungen russischer und österreichischer Unterthanen nicht gerechtfertigt erscheinen und mit dem Interesse der Reichsangehörigen nicht vereinbar sind.“ Also hintenher, nachdem 30,000 Menschen ausgetrieben worden sind, darf der Reichstag sagen, daß er den Gewaltstreich ungerechtfertigt findet.

Was sich die guten Geister erzählen.

(Mittheilungen aus dem Jenseits.)

(Schluß.)

Einhorn: Nun ist's genug des Blauberens, meine Herren. Wären wir nicht bereits in der Ewigkeit, würde ich sagen: es ist hohe Zeit, daß wir uns zurückziehen.

Idaver: Ja! wenn die auf Erden nur auch wüßten, wo sie aufhören und wann sie sich zurückziehen haben, Lilienthal: Das ist es ja eben, was sie redlich gethan, mein Freund. Als der Köhler z. B. einsah, daß es rein unmöglich sei, mit den Conservativen sich zu verständigen, da zog er sich von ihnen zurück, und als der Weise sich darüber klar wurde, daß auf die Halben im Lager der „Union“ gar kein Verlaß ist, hörte er auf mit ihnen zu pactiren.

Einhorn: Unbegreiflich ist's mir doch, wie dieser Pittsburg-Donnerkeil so plötzlich in das scheinbar so ruhige Lager einschlagen konnte. Da lagen sie alle so friedlich beisammen, das orthodoxe Lamm neben dem radicalen Löwen, der conservative Ochse neben dem reformirten Bären, der Himmel so blau, der Sonnenschein so mild! Da fährt mit einem Male aus heiterer Luft der Pittsburg Krach drein und stößt und stört das ganze Lager auf. Ich bin doch neugierig, wer diesen Sturm eigentlich heraufbeschworen!

Hübisch: Das kann ich Ihnen erzählen. Der Sonnenschein ist's gewesen. Er war im October auf dem Wege nach Baltimore. Er wollte es versuchen, eine Verständigung zwischen gewissen immer schroffer sich zuspitzenden Gegensätzen einzeln leitender westlicher und östlicher Persönlichkeiten und Interessen wenigstens anzubahnen. Um das eigentliche Terrain vorerst zu sondiren, reist er über New York und blieb dort über Sabbath. Schon glaubte er auf dem besten Wege zu sein, das erwünschte Friedenswerk mit Aussicht auf bleibenden Erfolg durchzuführen zu können. Es war ihm über alle Maßen schnell gelungen, Kohut und Köhler miteinander in ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zu setzen. Er, der radikale Sonnenschein, hielt sogar von der Kanzel des als Reformmähigkeit apostel berühmten Kohut (oder, wenn es den Herren so besser gefällt: von meiner Kanzel) eine Friebe und Einigkeit athmende Gastpredigt. Am Sonntag darauf sollte er mit den andern Herren Collegen nach Baltimore abreisen. Im Abend vorher machte er im Hause des Dr. Gottheil „Hawdolo“. Er wollte die ganze Tragweite seiner freiwillig über-

nommenen Mission übersehen. Dabei waren, außer ihm und dem jovialen Hauswirth, auch noch die Herren Kohut und Kohler. Freundlich und interessant floss das Gespräch stundenlang. Was man am Sonneschein gar nicht gewohnt ist: ein ruhiges Beobachten und ein aufmerksames Stillschweigen, das fand diesmal ausnahmsweise von seiner Seite statt. Und er machte auch wirklich „Halbholz“, indem ihm der Gaisfreund Gottheil nach und nach klaren Wein einschenkte. Sonneschein fand es aus, daß ein Zusammengehen in der Sabbathschulfrage und auf andern eben so wichtigen Gebieten mit den ihre eigenen Pläne verfolgenden Sonderbündlern noch auf manches Jahr hinaus eine Sache der Unmöglichkeit sei. Er fand es aus, daß Gottheil, so sehr es dieser auch zu vertuschen suchte, ein ausgesprochener Gegner der „Union“ und des „College“ sei. Er lernte es aber auch gleichzeitig kennen, daß Kohler mit Leib und Seele sich als „Unionist“ und als treuer Verfechter der „College“-Interessen bewähre. Kohut hielt sich neutral. Er konnte natürlich seine Freunde und Gefinnungsgenossen im konservativen Lager nicht förmlich desavouiren. Aber er zeigte auch ganz deutliche Sympathien für die „Union“. Sonneschein ging nicht nach Baltimore. Er brachte ein paar Tage mehr in New York zu, und das Resultat war: die von Kohler und Wisse nach Pittsburg einberufene Conferenz. Voila tout!

Vibaver: Seht! Seht! Das hätte ich dem Sonneschein gar nicht zuge-
traut. Kampfsahn und Friedensfistler in einer Person!

Lilienthal: Warum nicht? Zur rechten Zeit verschwindend und zur rechten Zeit verpöndend aufzutreten, ist das Geheimniß eines jeden Erfolges im öffentlichen Leben. — Aber jetzt erneuere ich Einhorn's Antrag, meine Herren, und erkläre die Sitzung für aufgehoben!

Das erste Makkabäerbuch.

Eine literaturgeschichtliche Studie.

Von D. Zindorf.

(Fortsetzung.)

Es hat mit diesen Gebeten und Reden, welche den handelnden Personen in den Mund gelegt werden, eine eigenthümliche Verwandtschaft. Gewöhnlich wird angenommen, der griechisch-alexandrinische Rhetorenstil, welcher — etwas verschieden von der großartigen Geschichtsmethode des Thucydides — um diese Zeit die historische Schilderung zu färben begann, hätte diesen eingeschobenen Stücken aus purer Nachahmungssucht ihr Dasein gegeben. Daß daran viel Wahres sein müsse, soll keineswegs geleugnet werden; allein in dem Maße, wie Eichhorn, Michaelis u. A. diese schönrednerische Absicht als erwiesen annehmen, ist sie gewiß nie vorhanden gewesen. Da ist Haneberg, der gelehrte Bischof von Speier, viel gerechter. Er findet den Brief des spartanischen Königs Dnariis, 12, 20—23, *) unterfänglich trotz des Komplimentes, welchen der Macedämonier den Juden wegen angeblicher Freundschaft zwischen ihnen und den Spartiaten bezeichnender Stammverwandtschaft macht; denn:

„wer will die Grenzen bestimmen, bis zu welchen Komplimente gehen können?“

*) Haneberg, Einleitung ins Alte Testament, S. 254 (der ersten Auflage.) Er nennt den Spartanerkönig Areus; und in der That hat ein Areus II., Sohn des Acrotatus, ungefähr um diese Zeit als Basileus fungirt.

Wir werden auf die Gesandtschaftsreden und diplomatischen Briefe, welche in der Makkabäerliteratur eine ganz eigenthümliche Rolle spielen, noch später zurückkommen. Im Allgemeinen aber sind wir keineswegs der Ansicht, daß diese oratorischen Stücke eine so entbehrliche Zugabe seien, als gewöhnlich angenommen wird. Allerdings wurde dem literarischen Geschmack jener Zeit durch diese Einschaltungen ein sehr umfassendes Zugeständniß gemacht. Allein andererseits waren die rhetorischen Beiwerke das glücklichste und geschickteste Mittel, um eine wahrhaft unabsehbare Fülle von Thatfachen und Persönlichkeiten zu einer gewissen pragmatischen Einheit zu verbinden.

Um diese Bemerkung richtig zu finden, lese man einmal vorurtheilsfrei einige dieser Intermezze durch; und man wird überrascht sein von der Fülle geschichtlicher Einzelheiten, der Mannigfaltigkeit des Colorits, der scharfen Charakterzeichnung, dem prägnanten Gesamtbilde, das sich in ihnen darstellt. Da ist zuerst der greise Mattathias selbst ins Auge zu fassen. Seine angeblichen Reden, Gebete und sein Sterbefest sind uns in Kap. aufbewahrt. Die Betrachtung, V. 7—13, beginnt mit einem Weheruf und endet mit einem gepreßten Seufzer:

„Wozu soll uns noch das Leben?“

Es ist der Schmerz des gealterten aber noch rüstigen Chasidäers über die verrätherische und apostatischen Thaten der hellenistischen Partei. Einen eigentlichen Kriegs- oder Vertheidigungsplan finden wir nirgend aufgeführt. Es wird ja auch meistens nur gegen abtrünnige Israeliten, nicht gegen die Syrer zu Felde gezogen. (V. 41, 46—48.) An biblischen Reminiscenzen ist kein Mangel; sonst aber sind die Gestalten auf der historischen Leinwand mit dämmernder Unbestimmtheit, grau in grau, gemalt. Und ein trüftigeres Zeugniß für die geschichtliche Glaubwürdigkeit des ganzen Buches kann man sich kaum wünschen als diese gelegentliche Undeutlichkeit des zweiten Kapitels. Denn gerade dadurch ist erwiesen, daß der spätere lebende Verfasser von den denkwürdigen aber in der Erinnerung der Nachwelt bereits stark erbleichten Ereignissen des Jahres 167—166 nur halbklare Ueberlieferungen aber keine sicheren Nachrichten zum Aufzeichnen vorfand. Um nun diesen noch unbauten Geschichtsboden mit befriedigender Darstellung zu bedecken, schlägt dieser Chronist der Vorzeit ein sehr geschicktes Verfahren ein. Er läßt mit intuitiver Weisheit am Bande allgemein gehaltener Reden die abgeblaßte Vergangenheit aus dem Grabe ersehen; und Keiner wird jetzt mehr behaupten, daß die Ansprachen und Gebete, mindestens die aus jenem frühen Jahre, nichts als klassische Stilübungen gewesen wären. Der gewandte Annalist schafft dadurch eine sehr richtige geschichtliche Perspektive, worin das erste Revolutionsjahr minder anschaulich, die folgenden Zeiten aber um so deutlicher vor uns stehen. Die Dinge der Vorzeit lassen sich unmöglich bis zur Vollständigkeit reproduziren; der Autor sichert sich aber dergestalt einen wohlverdienten Glauben an die Richtigkeit seiner späteren Erzählungen.

Zwei Momente sind es namentlich, welche zur Rechtfertigung dieser Auffassung angeführt werden können. Der Zusammenhang zwischen den Unternehmungen des greisen Führers und dem Untergange des Volkshaufens, der sich am Sabbath ohne Gegentheil abschlagen läßt, (2, 19—41) ist ein sehr loser und wenig erschütterlicher. Wo fand die Würgelene statt? gingen diese tausend Menschen ohne Führung und Autorität auf eigene Faust in die Wüste? was thut Mattathias während dieser Katastrophe? Fast kommt es Einem vor, als ob die Nothwendigkeit, am Sabbath zu kämpfen, die in den folgenden dreißig Kriegsjahren häufig genug vorgekommen sein muß, einer solchen Tradition von Märtyrern des Ruhetages das Leben gegeben habe; und naturgemäß fand eine derartige Ueberlieferung in der Geschichte des frühesten Kampfsjahres den passendsten Platz.

(Schluß folgt.)

Prophetisches Judenthum.

Von Rabbiner L. Adler.

VIII.

In der Besprechung des dem alten Judenthum zu gebenden neuen Titels: „Prophetisches Judenthum“, haben wir in den früheren Artikeln dieses Blattes doch nur Nebensächliches behandelt, das damit unterläuft. Seine eigentliche Bedeutung aber liegt in der Verneinung alles dessen, was in dem Pentateuch uns Unbequemes liegt und über die reine Morallehre hinausgeht. Nun haben sich die Propheten zwar gleichfalls nicht in ihren Strafreden auf die Morallehre beschränkt. Abgesehen von ihrer öftern Verurteilung auf die Lehre Mosche's im Allgemeinen, sprechen sie von der Sabbath- und Festtagfeier wie von etwas längst Angeordnetem. Auch das Speisegebot übergehen sie nicht mit Stillschweigen. Ja, Chananjah, Michael und Asajah bitten sich als eine große Gnade aus, sich nicht aus der königlichen Küche speisen lassen zu müssen, und beschränkten sich Jahre lang auf vegetabilische Kost. Die Propheten hätten ja übermenschliche Wesen sein müssen, wenn sie vor dritthalbtausend Jahren, inmitten einer mit Ceremonien gottdienenden Welt, den Glaubensstandpunkt schon eingenommen hätten, nach dem heute erst das moderne Israel hinstrebt! Es ist jedoch nicht in Abrede zu stellen, daß die Strafreden der Propheten vor Allem das moralische Leben ihres Volkes zum Gegenstande haben und am Ernstlichsten betonen. „Prophetisches Judenthum“ soll darauf hin sagen: Judenthum ist die reine Moral und sonst weiter nichts.

Es sei fern von mir, einen Stein gegen meine Kollegen aufzuheben, die einem prophetischen Judenthum in diesem Sinne das Wort reden. Wie ich das Bewußtsein habe, für eine gute Sache zu streiten, so halte ich mich von der gegnerischen Seite desselben Bewußtseins für das, wofür sie streiten, überzeugt.

Es handelt sich bei dem Streite nicht um die Praxis im Volke, die geht, unbekümmert, ob es mosaisches oder prophetisches Judenthum heißt, und um das, was der Rabbiner sagt, ihren Weg; es handelt sich, diese Praxis, wie sie nun einmal ist, zu rechtfertigen und demgemäß unter eine sie bedeckende Theorie zu bringen.

Der Konflikt zwischen der alten Theorie und der neuen Praxis, zwischen Lehre und Leben ist da. Ich will nicht sagen, daß die alt überkommene Lehre des Judenthums und das Leben nicht vereinigt ab-

stract gedacht werden könne. In Ostindien legt eine Religion ihren Bekennern Lasten auf und Fesseln an, gegen die unsere rabbinisch mosaische Federleicht und frei wie der Vogel in der Luft erscheinen muß. Auch haben noch unsere nächsten Vorfahren unter schwierigen Verhältnissen beide zu vereinigen gewußt, indem sie, opfervoll, die Praxis der Theorie unterordneten. Es leben auch noch in unserer Mitte Einzelne, und Willkionen unserer Glaubensgenossen anderwärts, die Stand halten und mit ihrer Lebenspraxis an die alte Theorie sich klammern. Jedoch die Praxis der in der modernen Welt Maßgebenden ist aus dem Bette der Theorie getreten, und wohin wir blicken, geht sie frei ihre Bahn, alle alten Dämme überfluthend und brechend.

Schauen wir den Sabbath an. Bei einem Theile der modernen Judenheit ist er vergessen und vergeben. Nicht bloß bei den Männern im Geschäfte; er ist gleichfalls bei den Frauen in der That zu einem „Sonabend“ — Cref Sonntag — geworden. Es wird an ihm geschweert, gebadet, gewaschen, genährt und geslickt für den lieben Sonntag. Bei einem andern Theile ist seine Feier auf eine Stunde des öffentlichen Gottesdienstes zusammengedrumpft. Während in den Synagogen mit Pathos die Zehngebote vorgetragen werden, mit dem Gebote, den Dienenden und den Haushirten am Sabbath Ruhe zu gönnen, fahren die Carossen mit eigenem Gespanne ihrer Eigenthümer vor. Während in der Sabbathschule der Lehrer den Schülern mit den übrigen der Zehngebote auch das vierte einbläut, warten draußen ebenfalls die Fuhrwerke der Eltern, um sie heimzuführen, wie sie sie auch hergebracht haben. Es fehlt auch nicht an Beispielen, daß die Lehrer nach ertheiltem Unterrichte zu ihrer Berufarbeit wieder zurückeilen. Da ist ferner kein privates noch öffentliches Banquet, das nicht mit einer plato of oysters eröffnet und mit demselben Geschmack sich fortsetzt. Die Terms „Koscher“ und „Trefah“ sind zum slang geworden. Durch die jüdischen Blätter ging als wundervolle Wahr: „Dr. Kohut hat sich eine „Sukkah“ herrichten lassen! Hört! Es sieht ganz darnach aus, daß in nicht mehr ferner Zeit durch dieselben Blätter als interessantes Item mitgetheilt werden wird: Da und dort hat noch Jemand an „Jom Kippur“ gefastet! vielleicht gar ein Rabbiner! — Ich könnte noch eine lange Liste auführen von dem, was nach dem Pentateuch in Israel geschehen sollte und nicht geschieht, nicht geschehen sollte und doch geschieht. Doch, es mögen diese Beispiele genügen.

Ob zum Bedauern oder zum Erstaunen? gleichviel. Es sei hier nur gesagt, das ist das Factum und daß es sich in diesen Artikeln nur um die Theorie handeln soll. Wie bringt man die Praxis unter das Dach einer ehrbaren Theorie?

Der geehrte Editor dieser Blätter stellt die Zehngebote als die das Judenthum im Ganzen und Großen deckende Theorie auf. Anerkennungswürth das Motiv auch ist, der Praxis eine historisch-religiöse Heimath zu geben, so vermag man sich doch nicht damit als einer zutreffenden Lösung zu befriedigen. Die Zehngebote sind allerdings das Rückgrat unserer Religion; aber was hilft ein Knochenwerk, oder selbst ein dürres, ganzes Skelet ohne Fleisch und Blut, ohne Haut und Haare?

Hier Rabbiner Dr. S. Hirsch glaubt in einer Wortformel die glückliche Lösung gefunden zu haben: „Gesetz und Lehre.“ Das alte Judenthum vom Beginne des Mosaismus an bis zum Beginne der Reform, in der wir stehen, sei eine Religion des Gesetzes gewesen und auch als ein solches geübt worden; das Judenthum der Reform aber sei eine Religion der Lehre. Nach der besten Deutung, die ich solcher Formel zu geben vermag, wäre sie

dahin zu verstehen, daß sich Israel Jahrtausende hindurch in der Auffassung seiner Religion im Irrthum befunden habe, indem es sich in ihrer Ausübung mehr als als moralisch gebunden gehalten habe; die Reform aber habe entdeckt, daß die Religion eine freie Lehre ist und kein Gesetz. — Sind die Bürger der „United States“ in ihrer Freiheit minder gute Bürger, weil die Lehren der Civilisation über Leben, Eigenthum, Ehre, Menschlichkeit, Geistesbildung und Veredlung, in Tausenden von Gesetzparagrafen verkörpert ihn binden? Eine Lehre ist als Lehre nur gut, wenn sie es nicht schon ist, von ihr zu wünschen wäre, sie als Gesetz verwirklicht zu sehen. Der Pentateuch ist voll von Gesetzen zartester menschlicher Gefühle und der Staatsmannschaft, aber auch nicht minder von Lehren, die ihrer Natur nach keine gesetzliche Fassung dulden und nur dem Schutze des Richters im Herzen anvertraut sind. Und der Talmud mit unvergleichlicher Auswahl seiner Morallehren (Pirke Aboth), Maimonides mit seiner Einleitung zur „Mishna“, seinem Mauro Nebuchim und seinen Briefen, Bachajah's „Choboth ha-Leiwohaus“ und in den unzähligen „Seder“, die durch alle Zeiten ihre Erscheinung und ihre Leser fanden, die tiefen von Morallehren, ohne den Stempel des Gesetzes an sich zu tragen. Und daß auch das gesetzlich Geordnete nicht gedanken- und gemüthlos als bloße gesetzliche Erfüllung geboten und geübt worden ist, dafür zeugen die vielen „Seder“, die der frommen That als Gedanken- und Gefühlswecker vorausgeschickt worden. Dem Gewissenhaften sind freilich gute Lehren auch Gesetz und er vollbringt sie mit gesetzlicher Strenge und Pünktlichkeit. Das alte Israel hat vor seinen Lehren den Respekt des Gesetzes, und es darf sich so sehen lassen mit seiner Religion des Gesetzes.

(Fortsetzung folgt.)

Inland.

Neu-Jerusalem, 7. Februar.

Das muß eine herrliche Zeit gewesen sein, in welcher das Sprichwort: „Guter Rath ist theuer“, entstehen konnte. Da war die Welt gewiß noch frei von Journalisten und Politikern, da gab's weder Quacksalber noch Antisemiten, keine Rathschlügen und Pfaffen, und von konservativen Juden war gewiß noch nicht die Spur. Unter heutigen Verhältnissen hätte obiges Sprichwort nie entstehen können. Von allen Kanzeln schallt guter Rath — umsonst; lärmend hallt er von jeder Bierbude wieder, an allen Straßenecken kann man ihn großgedruckt buchstabieren und in jeder Zeitungsspalte gratis lesen. Guter Rath ist ein so gangbarer Artikel geworden, daß ein Jeder, der sich selbst nicht mehr zu raten weiß, einem Anderen uneigennützig Rathschläge anbietet. So raten die Republikaner den Demokraten, die Weiber den Männern, Wickelfinder den Eltern und conservative Juden donnern fortwährend Rathschläge gegen die Reformer.

Guter Rath ist heutzutage so billig, daß sich ein jeder Schnorrer den Luxus gestattet, ihn nicht anzunehmen. Eine meiner Freundinnen, die vom Jahr der Zeit so lange benagt wurde, bis sie selber zahllos geworden, seitdem aber bedeutend „orakelt“, zählte mir durch ihre Zahn-lücken folgende Worte entgegen: „Liebste Alexandra, erlauben Sie mir, Ihnen kostenfrei einen guten Rath anzubieten. Bearbeiten Sie künftig nie wieder hochklassische Fabeln für höchst eigenen Gebrauch, beleuchten Sie mit ihrem Witz weder Mond noch Sonne und lassen Sie die Hunde nach Belieben weiter klaffen. Was geht Sie Narrenberg, ich meine Stöcker an? Kummern Sie sich um Ihre

Juden, gucken Sie durch die Dachlücken in Neu-Jerusalem, nehmen Sie Ihren literarischen Besen und fegen Sie 'mal den Schmutz vor „unserer Leute“ Thüre.“ „Very well,“ antwortete ich im reinsten Hochdeutsch. Und nun, liebe Leser, will ich Staub aufwirbeln. Von der lustigen Höhe Neu-Jerusalem's überieht man die Welt, die Menschen und die Juden. Letztere erfreuen sich meiner besonderen Beobachtung, namentlich belustigt mich manchmal diejenige Gattung, die fortwährend ihre Mißfolge dem Judenthume in die alten Schuhe schiebt. „Ja, wäre ich nicht Jude,“ kauft so ein sitz- und schwitzender Buchwurm, „ich stünde schon längst hoch in der Gelehrtenwelt.“ In Pest, in der schönen Ungarstadt, wurde kürzlich solch wissenschaftlich verkanntem Judenthume tüchtig heimgelächelt. Ein Juden-Jüngling wartete dort schon seit einigen Jahren auf eine Professorstelle. Von Jahr zu Jahr prüfte er seine Geduld, bis sie endlich vor Altersschwäche plagte. In den bittersten Worten klagte er einem christlichen Freunde sein Leid, sprach von seinen Kenntnissen, und entrüstet beschuldigte er den Unterrichtsminister religiösen Vorurtheiles. „Aber da kann Ihnen ja leicht geholfen werden,“ erwiderte sein Freund, „lassen Sie sich taufen; der bequemste Weg zum Rathgeber führt durch den Taufbecken.“ Dem jungen Mann gefiel der Rath. Mit der praktischen Ausübung seines Glaubens hatte er sich nie befaßt, und er war praktisch genug, zu erwägen, daß es in der Theorie nicht viel Unterschied macht, ob man an den Sohn so wenig als an den Vater glaubt. Schnurstracks lief er zum Minister. „Was bringt Sie schon wieder zu mir?“ rief der Minister ihm entgegen. „Excellenz, ich komme mit einer Bitte.“ „Weiß schon,“ unterbrach ihn mürrisch der Minister, „habe keine Stelle frei, kann nichts für Sie thun.“ „Herr Minister, diesmal handelt es sich nicht um eine Stelle, ich komme bloß, Eure Excellenz zu bitten, mein Taufpathe zu sein.“ „Sie wollen sich taufen lassen?“ rief der Minister überrascht. Der Jude nickte bejahend. Nach einigem Nachdenken versprach ihm der Minister, sein Pathe zu werden, und hielt auch Wort. Auf die schwarzen, krausen Locken träufelte man Weihwasser: der junge Jude wurde römisch-katholischer Staatsbürger; aber Monate vergingen und das metamorphosirte Candidatlein blieb noch immer stillos. Da, vor einigen Wochen wurde in seinem eignen Bezirke eine Professorstelle frei, und er zweifelte nicht im Geringsten, daß er die Stelle bekommen würde; waren ja alle Hindernisse beseitigt, war er ja Christ. Wer beschrieb sein Entsetzen, als er neulich die Zeitung zur Hand nahm und darin lies, daß sein Taufpathe, der Minister, wieder einem Anderen das Amt verliehen, und zwar einem — Juden.

Haben die Juden es nöthig, sich Gleichberechtigung aus dem Taufbecken zu holen, wenn preussische Offiziere es nicht mehr unter ihrer Würde halten, sich mit Juden zu duelliren?

In einem Kaffeehause in Berlin saßen einige jüdische Herren und schlürften gemüthlich ihren stark verduhten Koffa. Ein sporenklirrender Offizier trat herein und setzte sich zu ihnen. Nach einigen Minuten bestellte der edle Krieger eine Tasse Kaffee mit folgenden Worten: „Kellner, bringen Sie mir Kaffee, aber aus einer Tasse, aus der kein Jude getrunken.“ Sofort forderte ihn ein neben ihm sitzender jüdischer Chemiker zum Duell, in welchem der professionelle Haudegen schwer verwundet wurde. Dieser Arroganz eines antisemitischen Junkers erinnert mich an das gutmüthige Verweigern orthodoxer Glaubensgenossen, aus einer Schüssel mit ihren christlichen Nachbarn zu essen. Das starre Festhal-

ten an die Magenreligion hat bei Vielen schon eine unheilbare, den Geist zerfressende Religions-Dispepsia erzeugt, und die lächerliche Abgeschlossenheit der Speisekammer hat das sociale Ghetto fortwährend genährt. Es gibt Frauen, die der Allianz eines Hühnchens mit einer Butterkniße eben so viel moralische Bedenken entgegenbringen, als der Mischehe, und denen eine Amalgamation von Auster und Truthahn beinahe so zuwider ist, wie die Verschmelzung religiöser Sekten. Ist es nicht die höchste Zeit, daß der Kochlöffel aufhört, das Scepter der jüdischen Frauenthron zu sein, und die Küchenreligion nicht länger preferirt wird! Voll und frei tritt die Frau in die Gotteshäuser, in die Religionschulen, in jeder Ecke religiösen Lebens ist der Einfluß der Frau bemerkbar. Die großherzigen Wohlthätigkeitsanstalten gedeihen unter ihrer Mithilfe; allüberall tritt sie als vollberechtigte Gehilfin des Mannes auf. Sie unterstützt mit materiellen Beiträgen die Waisen- und Armenhäuser, die Hospitäler und Altersversorgungsanstalten. Nur das würdigste und wichtigste aller jüdischen Institute wird von den jüdischen Frauen noch immer stiefmütterlich behandelt. Das „Hebrew Union College“, die einzige Hochschule jüdischen Wissens in Amerika, wird von dem schönen Geschlecht fast gar nicht gewürdigt. Ebenso wie die Frauen ihre eignen Vereine zur Unterstützung von Wittwen und Waisen haben, sollten in jeder Stadt Frauenvereine zur Erhaltung des „Hebrew Union College“ gestiftet werden.

Nicht die Waisenhäuser und Hospitäler, nicht Armenvereine allerlei Namens sind die Lebensadern des Judenthums. Sie sind das, was die Blüthen am Baume und der Schiffs am Diamanten ist. Das eigentliche Feuer des Edelsteines und das eigentliche Lebensmark der gewaltigen Eder pulst im Innern, entspringt der Wurzel und heißt im Judenthum: Die Erforschung und Erkenntniß der Wahrheit. Die Pflanz- und Pflegstätte der jüdischen Wissenschaft in Amerika ist das „Hebrew Union College“, und die Pflicht der Frauen ist es, das Wachsthum jüdischer Wissenschaft nach Kräften zu fördern.

Alexandra.

Philadelphia, 4. Februar.

Der Wunsch, unseren Lesern die interessanten Ereignisse dieser Woche nicht später zu bringen, als das Erscheinen dieses Blattes es bedingt, veranlaßt uns, unsere nächstwöchige Correspondenz hierdurch zu anticipiren. Da ist zunächst die Jahres-Versammlung der Großloge No. 3 des „Independent Order B'nai B'rith“, welche ihre Sitzung am Sonntag Morgen in der Covenant-Halle, Südwest-Ecke der 6. Straße und Fairmount Ave., begann. Präsident, S. J. Strauß von Wilkesbarre; erster Vice-Präsident, S. W. Goodman; zweiter Vice-Präsident, David Klein; Sekretär, Alfred L. Jones. Die Logen des Distriktes, umfassend die Staaten Pennsylvania, New Jersey und West Virginia, waren durch 105 Delegaten vertreten. Nach Verlesung des Protokolls der vorigen Versammlung wurde die regelmäßige Geschäftsordnung unterbrochen, um zunächst die vorgeschlagenen Gesetzes-Veränderungen und neuen Einrichtungen zu berathen. Die wichtigsten Veränderungen, welche angenommen wurden, waren: Festsetzung einer jährlichen Auflage (assessment) zu dem Tilgungsfond (endowment) von \$16.20 für jedes Mitglied, und Abhaltung von Sitzungen alle zwei Jahre, anstatt jedes Jahr. Die Debatten über die Höhe des Jahresbeitrags zu dem Tilgungsfond waren langathmiger und mitunter stürmischer Natur, da drei verschiedene Raten — \$15, \$16.20 und \$18 — zur Berathung vorlagen. Die wesentliche Verschiedenheit

dieser Vorschläge, die in jedem einzelnen Falle von deren Vertreter mit apokritischer Gewißheit als allein richtig und Erfolg versprechend dringend zur Annahme empfohlen wurden, zeigt eine Unsicherheit, die in solchen finanziellen Fragen — für die betreffenden Gesellschaften Leben und Fragen — sehr bedenklich erscheint!

Der Bericht des Sekretärs zeigte, daß im letzten Jahre 90 Mitglieder eingeführt, 22 aufgenommen, 22 ausgeschieden, 82 suspendirt wurden und 35 gestorben sind. Gesamt-Mitgliederzahl 2,903. „Endowments“ wurden bezahlt im Betrage von \$33,450.90; Sterbegelder (death benefits) \$1,890.74; Krankengelder \$6,338.40; Geschenke \$902.03. Durchschnittszahl der Todesfälle per 1,000 — 12.06. Die angesammelten Logen-Fonds wurden insgesamt auf \$76,138 61 angegeben.

Wenn wir oben von den stürmischen Debatten sprachen, so schließen wir von dem, was wir auf der Straße und vor der Thüre zu hören Gelegenheit hatten; denn weiter als bis vor die Thür konnte kein „gewöhnlicher“ Sterblicher gelangen. Nicht als ob man vorausgesetzt hätte, daß Reporter oder Correspondenten störend gewirkt haben würden — es wäre das gar nicht möglich gewesen! — sondern — im Gegensatz zu dem Verhalten ähnlicher Versammlungen in den letzten Jahren — hatte man für gut befunden, diese Versammlung wieder mit dem Nimbus des Geheimnisses zu umgeben: Geheimnisse, welcher Art? — Diese Frage zu beantworten, überließ ich dem Leser, der ohnedies zur Genüge mit dem Wesen und den Zielen der jüdischen Orden bekannt ist. Auf meine Demonstration wurde von den sehr zuvorkommenden, meist persönlich bekannten und befreundeten Vor-sitzenden und Bekannten zugegeben, daß eigentlich keine Geheimnisse verhandelt würden, aber eine gesetzliche Bestimmung die Öffentlichkeit ausschloß. Unwiderstehliche Logik!

Wir hatten indeß keine persönliche Ursache, uns zu beklagen, da uns durch die Freundlichkeit des Sekretärs, Hrn. Jones, alles Wissenswerthe mitgetheilt und durch eine besondere Einladung des Vorsitzenden zu dem am Abend in der oberen Halle stattfindenden Banquette, das die hiesigen Logen unter Leitung des Hrn. M. S. Meyerhoff den anwesenden Gästen boten, uns Gelegenheit geboten wurde, außer dem körperlichen Genuß auch geistig uns an den verschiedenen schönen und warmherzigen Reden zu erfreuen, die von hiesigen und auswärtigen Mitgliedern gehalten wurden. Der mächtige Einfluß eines wohlgenährten Körpers auf die seelischen Regungen zeigte sich auch hier wieder in auffallender Weise: Streit und Meinungsverschiedenheit waren verschwunden und hatten sich in Friede und Wohlwollen verwandelt. „Die Harmonie schöner Seelen“ wurde aber erst vollständig, als Hr. Rev. Dr. Mayer von Pittsburg, welcher, der Aufforderung des Vorsitzenden zufolge, das Banquet mit einem englischen Gebete eröffnet hatte, dasselbe mit einem ziemlich langen deutschen Gebete schloß, in das der Doctor in seiner bekannten Manier, die von dem „Jewish Record“ vor einiger Zeit als „a novel manner of praying“ bezeichnet wurde, all das hineinschachtelte, was er nicht umhin konnte, bei dieser Gelegenheit seinen Hörern zu sagen. Allgemeiner, lauter Applaus folgte den Worten des Redners trotz der „novel manner“.

In der Sitzung am Montag Morgen fand die Beamtentwahl für das nächste Jahr statt. Es wurden gewählt: S. W. Goodman, Präsident; David Klein, 1. Vice-Präsident; Franklin Marx, 2. Vice-Präsident; Alfred L. Jones, Sekretär; M. C. Hirsch, Schatzmeister. In Anbetracht der voraussichtlich größeren Mithewaltung des Sekretärs, verursacht durch

das neue „Endowment-Gesetz“, wurde der Sekretariats-Gehalt von \$700.00 auf \$1000.00 per Jahr erhöht. Zur Verwaltung des „Endowment“-Fonds wurde ein Ausschuss von sieben Commissionären gewählt.

Ein Freibrief (charter) wurde zur Gründung einer neuen Loge in Allentown bewilligt.

Am Dienstag Abend, den 3. Februar, bot das Innere der Musik-Academie dem Beschauer einen Anblick dar, wie er wohl selten irgendwo geboten werden dürfte. Veranlassung war die Begehung des dreihundertwanzigsten Jahres-Balles der hiesigen „United Hebrew Charity Association“. Es waren, nach Annahme der Tagesblätter, 8,000 Personen in dem Gebäude anwesend, von denen natürlich kaum die Hälfte regelmäßige Sitzplätze hatten; Viele saßen in den Vorhallen und Gängen verweilen mußten, bis einige Zeit nach Eröffnung des Balles durch das Fortgehen anderer Zuschauer ihnen Gelegenheit geboten werden mochte, in den inneren Festsaal einzutreten. Die mit anerkannter Würde seit sieben Uhr Abends, wenigstens seit acht Uhr — denn später waren nur noch die für die eingeladenen Gäste reservierten Sitze frei — auf ihren Plätzen Ausdauernden fanden sich reichlich für ihr langes Warten entschädigt, als kurz vor 10 Uhr der Professions-Vorhang sich langsam, in die Höhe rollte und den, ihren bewundernden Beifall laut bezeugenden Zuschauern eine Scenerie bot, die eben so großartig als geschmackvoll arrangiert war. Im Vordergrund des bis über das Parquet hinaus erweiterten Tanzbodens befanden sich hinter künstlichen Hecken von Pflanzen und blühenden Gewächsen an beiden Seiten die Musikchöre der Gebrüder Hepler. Der Hintergrund der Bühne repräsentierte eine Facade, mit einer weiten Portale in der Mitte, behängt mit rothsammetnen Vorhängen, welche mit Festons von Schlingpflanzen verziert waren, von denen ein aus Blumen hergestelltes vierblättriges Kleeblatt herunter hing. Von diesem Ein- oder vielmehr Ausgange führten sieben Stufen auf die Bühne. Die Treppe an beiden Seiten der Treppe, eingeschlossen von einem von Blumen umwundenen Geländer, war angefüllt mit Statuetten und seltenen Pflanzen und Gewächsen. Die seltensten Blumen, alle in voller Blüte, einen das ganze Gebäude anfüllenden lieblichen Duft verbreitend, schlossen diese Scenerie von den Seiteneingängen und dem vorderen freien Raum ab. Verschiedenfarbige Lichter, von fünf mit Gewinden und Blumen geschmückten Candelabern und ein hinter der Scene befindliches Calcium-Licht, erhellten eine unbeschreibliche Scene von prachtvollem Effekt, die aber erst ihre volle Wirkung erlangte, als unter den Klängen der Musik des „Montefiore-Marsches“ Paar nach Paar der Tänzer unter Leitung des Ceremonienmeisters, Herr Harry Tichmor, nebst Gemahlin — dem der Präsident der Gesellschaft, Herr Ph. Lewin, sowie die Beamten derselben, die Herren Levi Goldsmith (Vize-Präsident), Mason Hirsch (Schatzmeister), Benj. F. Keller (Sekretär), nebst Gemahlinen, folgten — aus der Portale hervortretend, sich langsam die Treppe hinunter bewegten, an deren Fuß zwei Pagen standen, welche die oft sehr umfangreichen Schleppe der Damen zurechtlegten. Die Toiletten der Letzteren zu beschreiben, erlassen wir wohl die Leser; wir können nur so viel von denselben sagen, daß dieselben nach meiner Ansicht elegant, manche sogar prachtvoll, aber nirgends überladen waren, und sich in diesem Jahre vortheilhaft durch die Abwesenheit von übertriebenem Diamantenschmuck auszeichneten. Wenn der Berichterstatter des hiesigen deutschen „De-

mokraten“ in seinem sonst armseligen Festberichte von „strahlenden Diamanten“, welche große Vermögen repräsentirten, spricht, so müssen wir annehmen, daß seine Einbildungskraft ihm einen Poffen gespielt hat.

Was uns angenehm berührte, war die Abwesenheit der in früheren Jahren quer über die Bühne hängenden Blumenbänke „Charity“. Statt dessen war an den zwei gegenüber befindlichen Logen das Monogramm „H. C.“ in verschlungenen Blumen angebracht.

Nicht bloß Besucher von auswärts — wir bemerkten in der Loge des Herrn S. Muhr, mit Herrn Meyer Sulzberger, dessen Gäste Herr J. W. Freiberg und Fräulein Sallie Freiberg von Cincinnati, in der gegenüberliegenden Loge des Herrn Maion Hirsch Frau Otto Lang von New York und den Hon. Gabriel Hirsch von Staunton, Va., sowie in den übrigen Logen Gäste von Baltimore, Md., Meadville, Pa., und andern Orten — und die Spitzen der hiesigen städtischen Elite in zahlreicher Vertretung in Logen und reservierten Sitzen, sondern auch eine zahlreiche Anwesenheit unserer christlichen Mitbürger in den Zuschauerräumen verschönerten das Fest durch ihre Anwesenheit. Besonders erfreulich war die aktive Theilnahme als Tänzer von Seiten der Letzteren, die von Jahr zu Jahr zuzunehmen scheint.

So wäre denn das „Creigniß der Saison“, der „Hebrew Charity Ball“, glücklich vorüber und die leitenden Beamten und zahlreichen Committees haben alle Ursache, auf das in jeder Beziehung gelungene Unternehmen mit stolzer Befriedigung zurückzublicken. Ihrer eifrigen und nicht leichtlichen Mühewaltung ist ein finanziell so glänzendes Resultat zu danken, das mit nahe \$20,000 Reinertrag alle Ergebnisse der früheren Jahresbälle übersteigt. Mit freudig gehobenem Selbstbewußtsein hat uns nicht bloß dieses Resultat, sondern die Art und Weise, wie sich unsere Glaubensgenossen in der Doffentlichkeit bei dieser Gelegenheit repräsentirt haben, erfüllt: in harmonischem Zusammenwirken und durch fröhliches Genießen Gutes zu fördern und zu schaffen, sich selbst zur Ehre und der leidenden Menschheit zur kräftigen Hilfe und Stütze. Möge in der mildthätigen Liebe stets der Einigungspunkt für die „Zerstreuten Israels“ gefunden werden: möge die Opferwilligkeit mit der Opferfähigkeit wachsen und dadurch die Opferbedürftigkeit von Jahr zu Jahr abnehmen und das Ende wird sein Heil und Frieden.“

Philemon.

Quincy, Ills. — Ueber die letzte Woche in der Unterstüßungs-Gesellschaft stattgehabte Feier berichtet die dortige deutsche Zeitung Folgendes:

Die Unterhaltung der hebräischen Unterstüßungs-Gesellschaft, welche gestern Abend in Rogers' Halle veranstaltet worden, erfreute sich eines guten Besuches, und war auch für die Theilnehmer besonders angenehm. Besonders beifällig aufgenommen ward die von den Fräulein Rebecca und Carrie Sehm vorgetragene Ouverture von Mendelssohn; auch die Rezitation: „Ben Bolton“, von Fräulein Nellie Berger, ward herzlich applaudirt. Ein Vokal-Solo von Fräulein Carrie Levy errang sich einen solchen Beifall, daß dasselbe wiederholt werden mußte. Große Heiterkeit erregte eine Gesellschaft von 9 kleinen Mädchen, welche sich an einem Tische niedergelassen hatten, und verschiedene Kinder-Liedchen vortrugen. Diese Aufführung war besonders gelungen, und fand unter der Aufsicht von Fräulein Carrie Sehm. Der Vortrag von Fräulein Miriam Nette, Rezitation der Scene zwischen Elisabeth

und Maria Stuart, war wirklich ausgezeichnet. Besonderen Beifall errangen die Herren Emil und David Nette mit einem Duett für Piano und Violine. Außerdem nahmen die Theilnehmer an den reichlich vorhandenen Erfrischungen Theil, und verlebten einen fröhlichen Abend miteinander.

Ähnliche Festivitäten zum Besten von Wohlthätigkeitsgesellschaften sind nicht selten und werden immer von den besten lokalen Kräften unterstützt, die gewöhnlich Anerkennung und Dank verdienen. Auffallend ist bei allen ähnlichen Gelegenheiten, daß in allen Kunstleistungen nichts spezifisch Jüdisches vorkommt; daran ist wahrscheinlich unsere Armut an geeigneten Piecen schuld.

New York, 6. Febr. — In der neuen Synagoge der Gemeinde B'nai Jeshurun an Madison Avenue, nahe der 61. Str., brach heute Vormittag um 9 Uhr in Folge Ueberheizung des im Alar befindlichen Ofens ein Brand aus, als eben die Thore des Tempels geöffnet werden sollten. Der Reberend Henry S. Jacobs wollte sich eben mit den Gewändern bekleiden, als er das Feuer entdeckte, das so rasch um sich griff, daß die Thorarollen nicht mehr aus der Bundeslade entfernt werden konnten und sammt andern werthvollen Papieren der Gemeinde verbrannten. Der Schaden beträgt \$5000, doch ist es als besonderes Glück zu betrachten, daß das Feuer nicht später ausbrach, in welchem Falle der Verlust an Menschenleben sicher groß gewesen wäre.

St. Louis, Mo. — Am Montag, den 1. Februar, verschied plötzlich Frau Hannah Weil, Wittve von Meyer Weil, als sie sich in Begleitung ihrer Tochter gerade auf dem Wege nach einer Logen-sitzung befand. Man trug sie in ein bezauberndes Haus, woselbst sie ihren Geist ausgab. Die Verstorbene war die Schwester des hier wohlbekannten Hrn. B. Weil von Dayton, O., sowie von Frau Caroline Levy von hier, und war allgemein beliebt. Eine große Anzahl Freunde wohnten dem Begräbniß bei. Herr Dr. Sonnenschein leitete die Trauerfeierlichkeiten.

Ausland.

Kalisch (Russ.-Polen), 5. Jan. 1886.

Vom fernen Osten einen herzlichen Gruß und Dank den Männern, die den Muth und die Entschiedenheit hatten, Gedanken, die in den Seelen vieler, vieler Juden verschiedener Nationalität schlummerten, als Prinzipien aufzustellen. Ja, man könnte beinahe Wort für Wort schwören auf die Wahrheit dieser Prinzipien, die Sie, geehrte Redaktion, in Nummer 24 Ihres werthen Blattes zur Doffentlichkeit brachten. Die edlen, begeisterten Priester, die diese Prinzipien aufstellten, haben nicht allein dem Leben Rechnung getragen, nein, sie haben der Religion einen ungeheuren Dienst geleistet. Es sei ihr Name gesegnet!

Es schreibt diese Zeilen ein Mensch der Arbeit in später Nachtstunde, wo nur er von den Erwerbsmühen und -arbeiten zu höheren Regionen aufstreben kann. Verzeihen Sie also die nicht genügende Sorgfalt und Ausführlichkeit, die hier verwandt ward und die überhaupt einem so hehren und heiligen Gegenstande geziemt.

Die allgemeine Meinung ist die Summa der einzelnen Meinungen. Sinnen werden zwar nicht gezählt, aber gewogen. Aber kann denn, wenn auch zufällig, sich nicht auch in einen unbedeutenden Kopf ein Theilchen Wahrheit verirren? Kann nicht ein Goldkörnchen auch in einen Klumpen ordinären Sandes sich verwerfen? Uebrigens spreche ich nicht allein für mich, ich leide vielleicht dem Gedanken vieler Ausdruck.

Ich habe hier hauptsächlich zwei Punkte zu berühren:

1. Jede Religion muß vor Allem ein Glaubensbekenntniß, positive Grundsätze haben. Mit bloß negativen Prinzipien, Das und Jenes ist jetzt nicht maßgebend, ist nicht viel geholfen. Ueberhaupt, da wir von formalen Acten, von Ceremonien, die zweifelsohne schon jetzt nicht angethan sind, das religiöse Gefühl zu wecken, zu erhalten und zu stärken, befreit sind, so müssen wir jedoch ein Kriterium haben, woran der Jude sich halten soll, was ihn als Juden kennzeichnet, das ihm selbst zu seinem jüdischen Bewußtsein nöthig ist. Herkunft von jüdischem Stamme ist ganz gerechter Weise dieses Kriterium nicht, die Abschneidung auch nicht, überhaupt ein formales Gesetz nicht. Es hat jede Genossenschaft, jede Gemeinschaft ihr positives Prinzip, ihren sie tragenden, erhaltenen und kennzeichnenden Grundfatz. Sollte eine religiöse Genossenschaft solche Prinzipien entbehren können?

2. Es ließ sich hören, die Rabbiner-Conferenz hätte den Wochen-Ruhetag von Sonnabend auf Sonntag verlegt. Es wäre dies, unserer Meinung, ein Selbstmord am Judenthume und ein Mittel, wodurch sich die Berliner Reform den Weg zur weiteren Verbreitung in Europa von selbst verarmt hat. Die Religion ist weder eine Commoditätsache, noch ein Modeartikel. Was haben wir mit dem Tage der Auferstehung Jesu gemein? Der Ruhetag ist ein rein religiöses Institut, und ein religiöses Institut kann nur auf religiösen und keinen anderen Motiven und Rücksichten beruhen. Die Bibel wird im zweiten Prinzip als das mächtigste Werkzeug religiöser und moralischer Unterweisung erklärt. Religiöse Motive sprechen für Sabbath und nur für Sabbath, also den von Gott besonders geheiligten Tag, den in der Bibelsprache (im Unterschied zu andern Wochentagen) besonders benannt, durch eine uralte Tradition als den Schluß der Woche befestigten Tag. — Später aber hieß es, der Ruhetag sei nicht auf den Sonntag verlegt worden, sondern es sei für die am Sonnabend Beschäftigten ein besonderer Gottesdienst für Sonntag festgesetzt worden. Dadurch ist eine gewisse Berechtigung dem Nichtfeiern des Sabbathes gegeben worden. Können die Leute am Frühgottesdienste nicht Theil nehmen, mögen sie zum Abend- oder Nachmittags-gottesdienste kommen. Die Christen sind unsere Nächsten, unsere Brüder, gegen welche wir ganz dieselben Pflichten in Betreff der Nächstenliebe haben, wie gegen unsere Glaubensgenossen. Gegner der Christen sind wir nicht, Gegner des Christenthums sind wir wohl. Die (obgleich etwas übertriebene und süßlich sentimentale christliche Moral könnten wir sogar in unsere Canones aufnehmen, aber mit den christlichen Dogmen der Dreieinigkeit, der Erbsünde, der nicht allein unlogischen, sondern unmoralischen Erlösung durch Blut und Martern, können wir niemals paktiren. Wir müssen diese Lehren als Verirrung des menschlichen Geistes, als Lüge betrachten und die auf diese Lehren gestützten formalen religiösen Institutionen verwerfen. Eine solche Institution ist aber der Sonntag, den sogar die ursprünglichen Christen, vor Verunstaltung ihrer Religion, nicht, wohl aber den siebenten Tag, den wahren Sabbath, feierten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Sonntag als Wochenfeiertag uns Juden zu Trog, als ewige Scheidewand zwischen uns und Christen eingefügt wurde. Es werden sich kaum viele Christen finden, welche erklären möchten, sie möchten unter Mohammedanern den Sonntag auf Freitag verlegen, wenn auch die Mohammedaner eine höhere Kultur hätten. Weg also mit dem Sonntag! Wollt Ihr das Judenthum nicht untergehen lassen, laßt es befestigt nur den Sonnabend. Der Sab-

bath, der siebente Tag der Woche, wird auch der Ruhetag der ganzen Menschheit sein, wenn die Erkenntnis des Ewigen die ganze Erde wie Fluthen das Meer bedecken wird, wo „der Ewige König sein wird über die ganze Erde, einzig und Sein Name einzig.“ S. J.
Befürworter des neuen, wahrhaften Judenthums.

Der vierzehnte Vortrag für Ungläubige von Dr. Wise wird diesen Freitag Abend im Bene Jeschurun Tempel stattfinden über das besondere Thema: „Jeder sein eig'ner Fürst, Priester, Prophet und Erlöser.“ Freie Sitze.

Verlobungen.

Herr Julius Newmark von New York mit Fräulein Pauline Kaff von Cleveland, O.

Herr Mich Jacoby mit Fräulein Bertha Slager, beide von Jacksonville, Fla.

Leute mit grauen Haaren können die Thatsache, daß sie alt werden, durch Anwendung von Hall's Haar-Cremener vor der Welt verbergen. Dieser Artikel erneuert, reinigt und stärkt verbleichtes oder graues Haar, und giebt ihm jugendliche Farbe, und Glanz billig, schnell und mit Sicherheit wieder.

„Ein deutscher Minister“

heißt die neue, für die „Deborah“ von dem berühmten Schriftsteller, Herrn S. Kohn, geschriebene große Novelle, die mit Nummer 28, den 8. Januar, in der „Deborah“ angefangen hat.

Wir machen das Publikum besonders auf das Erscheinen dieser spannenden Novelle aufmerksam.

Es ist seit langer Zeit keine solche Original-Arbeit in Amerika erschienen.

Für Nichtsubscribenten ist jetzt die Zeit, die „Deborah“ zu bestellen, und wünschen wir, daß diejenigen, die diese Novelle vollständig besitzen wollen, sofort ihre Adresse einschicken mögen.

Jährlicher Subscriptions-Preis: \$2.00.

Für Freunde in Deutschland würde die Zusendung dieses Blattes gewiß eine freudige Erinnerung an den in Amerika wohnenden Zuseher sein.

Nach irgend einem Orte Europas, portofrei: \$2.50.

Australien. — Herr Schrimshy in Wellington (Neu-Seeland) wurde vom Gouverneur zum Mitgliede des gesetzgebenden Rathes von Neu-Seeland ernannt. Er ist der erste Jude, der daselbst zu dieser Ehre gelangte.

Eine schöne Haut gereicht zur freuten Freude!
DE. T. FELIX GOUBAUD'S
ORIENTAL CREAM, OR MAGICAL BEAUTIFIER



entfernt Geräuhtheit, Haut-Bläschen (Pimples), Sommerprossen, Wunden, sowie alle die Schärfe der Zeit entstellende Flecken; ist nicht wahrzunehmen! Es hat eine 30-jährige Probe bestanden u. ist durchaus ungefährlich, wie dies aus dem Umstande hervorgeht, daß wir es versuchen, um zu sehen, ob die Zubereitung eine richtige ist. Man nehme keinen Gefäßchen mit ähnlichem Namen versehenen Artikel. Der berühmte Dr. A. A. Sayre sagte zu einer Dame des hiesigen (seiner Patientin): „Da Damen derartige Präparate benötigen, so möchte ich als das ungefährlische aller Hautpräparate Dr. Goubaud's Cream“ empfehlen.“ Eine Flasche reicht, bei alljährlichem Gebrauche, sechs Monate hin. Ebenso entfernt vertrocknetes Pulver (Poudre Subtile) überflüssiges Haar ohne dabei die Haut zu beschädigen.

Man, Dr. B. L. Goubaud, Haupt-Vertheiler, 48 Bond-Strasse, N. Y.
Zum Verkauft in allen Apotheken und Parfümeriegeschäften der Ver. Staaten, Canada's und Europa's. Man sehe sich vor Nachahmungen vor. \$1.000 Belohnung für die Verhaftung und den Nachweis, daß irgend Jemand solche verkauft.

כשר כשר
GUS LOWENSTEIN, JR.
324 West 6. Straße, Cincinnati, O.

Koscher Wurst u. Fleisch,
Geräuherte Fleischwurst,

10 Cents per Pfund. Um Bestellungen wird ergebenst ersucht und finden solche prompte Bedienung. Unsere Fleischsorten werden für den Familiengebrauch zubereitet.
Waaren werden frei in's Haus geliefert.

Hochzeits-Einladungen

in der künstlichsten Weise gravirt und gedruckt, zu billigen Preisen.

Bestellungen von allen Theilen der Ver. Staaten entgegengenommen, und erhalten dieselben die beste und prompteste Bedienung.

Mustern von Einladungen mit Preisangabe werden auf Anfragen versandt.

Man adressire

The BLOCH Pub. & Print. Co
CINCINNATI, O.

Gedichte und Scherze in jüdischer Mundart.

1. Schmonzes—Bersonges.
2. Chalaumes mit Nachsch.
3. Heiß'n Stuch!
4. Einer von uns're Leut!
5. Aufgehörte Todsch.
6. Gut Schabbes.
7. Allerlei Narrschkeiten.
8. Neb Henoch, oder: Was th'u'n damit?
9. Johann Hoff und Johann Hoff, oder: Die Wander des Wally-Gyrotts.
10. Koscher Meiß.
11. Einemachte Geraum.
12. Nüßliche Chodmes.
13. Gurken sind auch Compott.
14. Kommt raus der Jüd!
15. Schlachtmann zu Purim!
16. Wer mir Guts ginn.
17. Worum!—Dorum!
18. Faule Fisch' und Klapp' dazu.
19. Jüdischen Winkje und Währen.
20. So war's ion.

Alle 20 Hefte kosten \$1.00.
(Portofrei versandt.)

The BLOCH Pub. and Print. Co.,
CINCINNATI, O.

Fr ü h s t ü c k.
EPPS'S CACOA,
angenehm und erquickend.

„Durch eine vollständige Kenntnis der natürlichen Geseze, welche die Verdauung und Ernährung reguliren, und durch vorsichtige Anwendung der feinsten Eigenschaften gut gewählter Cacaos ist es Herrn Epps gelungen, unsern Frühstüch mit einem köstlich schmeckenden Getränk zu versehen, welches uns vielleicht vor mancher Doctor- und Apotheker-Behandlung bewahrt. Es ist durch den sinnigen Gebrauch solcher Nahrungsmittel, unsere körperliche Constitution allmählig so aufzufrischen, daß sie jeder Neigung zur Krankheit Widerstand zu leisten vermag. Hunderte von Krankheits-Keimen umgeben uns, um Angriff bereit, wo sich eine schwache Stelle zeigt. Wir mögen manchen fatalen Anfall aus dem Wege gehen, wenn wir uns reines Blut und einen wohlgeordneten Körper halten.“ Civil Service Gazette.
Wird einfach mit kochendem Wasser oder Milch zubereitet.
— Wird nur in Blechbüchsen von einem halben Pfund von Speigerei-Händlern verkauft, etikettirt
JAMES EPPS & CO.,
Homoeopathic Chemists, London, England.

W. H. BUTTNER,
Rechtsanwalt,

Zimmer 43—45,

No. 81 S. Clark Str., Chicago.

Consultation frei.—Practicirt in allen Gerichten.

Hämorrhoiden. Solortige Erleichterung. Vollständige Cur in 10 Tagen; leidet nie wieder. Keine Salbe oder sonstige Medizin. Leidende können von einem einfachen Heilmittel hören, gratis, wenn sie sich an C. J. MASON, 78 Nassau Str., N. Y., wenden.

„Ein deutscher Minister.“

Der größte und spannendste jüdische

Original-Roman in deutscher Sprache

welcher bisher in diesem Lande erschien.

Von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel“,

begann am 15. Januar, 1886, in

DIE DEBORAH.

Jetzt ist es an der Zeit zu abonniren.

Subscriptionspreis: \$2.00 per Jahr. Für Subscribenten des „American Israelite“ beträgt der Subscriptionspreis bloß \$1.

מצות מצות
Die Besten im Markt!

Wir haben wieder Vorbereitungen getroffen, unsere Kunden wie auch das jüdische Publikum im Allgemeinen mit Matzos, Matkos-Mehl, Kartoffel-Mehl und feinem Pesach-Confect für das kommende Osterfest zu versorgen. Wir versenden ausschließlich das feinste

Patent Roller-Mehl

und läßt uns eine 25jährige Erfahrung mit Bestimmtheit versprechen, (unseren Concurrenten gegenüber) die am besten gebackenen und schmackhaftesten Matkos zu liefern.

Wir bitten um frühzeitige Bestellungen mit voller Adresse nebst N. R. oder Express. Wir verpacken in leichte Kisten, aus geruchlos in Holz verfertigt.

Livingston & Korsoski.

104 Sixteenth St., Cor. State, CHICAGO

In unserem Verlage ist nachstehendes Werk erschienen, welches einstimmig von der Presse des In- und Auslandes als eine gründliche und lichtvolle Darstellung des jüdischen Eherechtes empfohlen worden:

THE JEWISH LAW

— OF —

Marriage and Divorce

in Ancient and Modern Times.

And its Relation to the Law of the State, by Rev. DR. MJELZINER, Professor in the Hebrew Union College, Cincinnati, O.

Dieses Buch ist für Cultusbeamten jeglicher Richtung sowohl als auch für Juristen vom größten Werthe; keine Bibliothek ist vollständig ohne dasselbe. Dem gebildeten Publikum bietet es ein Thema von ungewöhnlichem Interesse.

Dieses werthvolle und zeitgemäße Buch, mit Leder-Einband, nach Muster von Bibliothek-Einbänden, wird auf Empfang von \$2.00 hin an irgend eine Adresse portofrei versandt.

Eine gute Offerte! Um dieselben einzuführen, verichenen wir 1000 sich selbst in Bewegung setzende Wasch-Maschinen. Senden Sie uns Ihren Namen und geben Sie Post- u. Express Office an, falls Sie eine wünschen. The National Co., 23 Dey St., N. Y.

Verlangt Einen thätigkeitsfähigen Mann oder Frau in jedem County, um unsere Waaren zu verkaufen. Salair \$75 per Monat und Spesen, Reise-Ausstattung sowie Einzelheiten frei. Adr. STANDARD SILVER-WARE CO., Boston, Mass.

Bestellt Euere

MATZOS

in der allbekannten

Bäckerei

und
Conditorei



M. Oesterreicher,

786

Süd-Halsted Chicago,
Str. Ill.

Dies ist das einzige Fabrikat in Chicago, in welchem die Fabrication von Matkos exclusiv betrieben wird. Ich verwende nur das allerbeste Patent- und Wintermehl.

Alle Bestellungen werden pünktlich und sorgfältig unter meiner persönlichen Aufsicht befolgt. Ich erlaube meine Kunden und das Publikum im Allgemeinen, mich baldmöglichst mit ihren werthen Bestellungen zu beehren.

Achtungsvoll

M. Oesterreicher,

786 S. Halsted Str., Chicago, Ill.

E. R. Schelliger,
Lehrer der alten und neueren Sprachen,
421 Ost 117. Straße,
New York:

ist bereit, einige Knaben zur Erziehung bei sich aufzunehmen.

Geistige und körperliche Pflege, liebevolle Behandlung und tüchtiger Unterricht werden zugesichert.

Darf sich auf Dr. J. M. Wise in Cincinnati und viele tonangebende Familien New Yorks beziehen.